This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

6018

Der

Jugendspiegel.

I. Unterhaltende und lehrreiche Erzählungen einer Mutter für ihre Kinder.

II. Geschichte und Begebenheiten einer Fliege, von ihr selbst erzählt.

Aus dem Englischen.

Heidelberg,
bey Joseph Engelmann.
1814.

Juvenile Literature – Fiction
English

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
761804 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Inhalt.

I. Erzählungen einer Mutter für ihre Kinder.

1. Ellen, oder Beharrlichkeit bringt an das Ziel.

2. Adelaide, oder die Proben des Muthes.

3. Die beyden Schwestern.

4. Marie und Caroline.

II. Das Leben und die Begebenheiten einer Fliege.

KRAUS 24DEC34

I.

Erzählungen einer Mutter für ihre Kinder.

„Liebe Kinder,“ sprach eines Tages Lady Sydmouth zu Louisen und Fanny, ihren Töchtern, „unlängst versprach ich euch einige Erzählungen; ich will nun Wort halten. Hört zu.“

1.

Ellen, oder Beharrlichkeit bringt an das Ziel.

„Liebe Mutter, ich kann wirklich diese Rose nicht vollenden,“ sagte Ellen, indem sie sich an ihren Zeichentisch setzte: „erlauben Sie mir,

eine andere Blume anzufangen, deren Schattirungen weniger Geschmack und Urtheil erfordern.“ — „Du wirst nur dann den Grad deines Geschmacks und deiner Urtheilskraft kennen lernen, meine Tochter, wenn du sie fleißig geübt haben wirst; Beharrlichkeit, liebes Kind, besiegt größere Schwierigkeiten, als die sind, eine Rose zu schattiren.“ Ellen machte einen neuen Versuch, und legte zum zweytenmale den Pinsel nieder, die Hoffnung aufgebend, ihre Arbeit zu vollenden. „Es fehlt dir an Entschlossenheit,“ sagte Mistreß Synclair, „sey entschlossen zu siegen, und du wirst siegen. Die Geistesschwäche, welche du hier zeigst, meine Tochter, macht mich zittern, ich fürchte, daß du die kostbaren Stunden unbenutzt lassen wirst, wovon dein Wohlergehen, das meinige, und vielleicht sogar meine Existenz abhängt.“

Ellen's Augen füllten sich mit Thränen; sie liebte ihre Mutter auf das zärtlichste; und die Ideen, welche diese letzten Worte in ihrer Seele erweckten, erregten ihr Gefühl ganz besonders. Sie fragte mit zitternder Stimme

ihre Mutter, auf welche Art ihr Mangel an Aufmerksamkeit in ihren Lehrstunden die künftige Existenz ihrer geliebten Mutter gefährden könnte? „Du sollst es erfahren, mein Herz,“ erwiederte Mistriß Synclair. „Dein Vater ist, wie du weißt, Schiffskapitain, und gezwungen, auf einem Elemente zu leben, wo Sturm und Gewitter unzählige Menschen verderben. Ohne widrigen Zufall an seinem Bestimmungsorte angekommen, läuft er nicht weniger Gefahr, sein Leben zu verlieren. Das Ansteckende der Krankheiten, welche in heissen Ländern herrschen, ist oft den Bewohnern dieses Clima's verderblich; wie viemehr muß es daher nicht den Europäern furchtbar seyn? Um für deine und deiner Mutter Bedürfnisse zu sorgen, setzt er sein kostbares Leben in Gefahr; um dir ein Auskommen zu sichern, und dir eine gute Erziehung geben zu können, trotzt er der Wuth der Winde und der brennenden Hitze des Indischen Bodens. Nachdem er nun alle diese Gefahren muthig überstanden hat, in der Hoffnung, einst eine gebildete, wohlerzogene Tochter in dir

zu sehen: wie groß wird seine Verzweiflung seyn, wenn er erkennen wird, daß seine Mühen unnütz waren, daß seine Tochter, seine Ellen, für welche er so oft sein Leben in Gefahr setzte, undankbar genug war, ihre Erziehung zu vernachlässigen, welcher er so viele Opfer brachte."

Ein lebhaftes Roth bedeckte die Wangen der empfindsamen Ellen.

„Nehmen wir an", fuhr Mistriß Synclair fort, „daß dein Vater nie wieder zu uns zurückkehren könnte, was würde aus mir werden? Wir haben bis heute gar kein Ersparniß gemacht; deine Fortschritte in der Erziehung, Ellen, sind gering; meine Gesundheit ist zu schwach, um große Mühen ertragen zu können: habe ich nun das Unglück, deinen Vater zu verlieren, so müßte ich entweder Hungers sterben, oder in der Abhängigkeit eines reichen Verwandten leben; eine schrecklichere Lage, als du dir wohl denken kannst." Mistriß Sinclair hielt hier ein wenig inne. Die Thränen liefen Ellen über das Gesicht; sie kniete vor ihrer Mutter nieder, drückte und bedeckte mit Küssen

ihre Hände, und schwur ihr, künftig jeden Augenblick auf eine nützliche Art anzuwenden. — Sie trocknete nun ihre Thränen, und setzte sich wieder nieder, entschlossen, ihre Rose zu vollenden. Bald schien die Blume unter ihren Fingern sich zu entfalten; die Blätter nahmen die Formen und die Farben der Natur an; die Schatten nüancirten und verschmolzen sich auf eine unmerkliche Weise. „Ich werde von nun an nie mehr daran verzweifeln, das, was ich wünsche, zu Stande zu bringen," sagte Ellen, indem sie Palett und Pinsel niederlegte. Mistriß Sinclair drückte sie an ihr Herz. „Meine gute Ellen, mein liebes Kind," sagte sie, „ein fester Muth gelangt zur Erfüllung seiner Wünsche, wenn diese Wünsche tugendhaft sind. Tugendhafte Wünsche erheben über das Irdische; fehlerhafte Begierden aber versetzen die Seele in einen Zustand von Schwäche und Erniedrigung."

Von nun an machte sie schnelle Fortschritte in ihren Studien. Wenn sie auf irgend eine Schwierigkeit stieß, so durfte sie sich nur die

letzte Unterhaltung mit ihrer Mutter zurückrufen, um jene zu besiegen. So machte sie durch Entschlossenheit und Ausdauer unglaubliche Fortschritte in allen Zweigen ihrer Erziehung. Das Zeichnen, welches sie sonst mit dem größten Widerwillen trieb, war nun ihre angenehmste Unterhaltung. Die Schwierigkeiten, welche sie zu übersteigen hatte, um sich diese Kunst zu eigen zu machen, gaben ihr mehr Werth in ihren Augen, und wurden ein Sporn, der sie zum unverdrossensten Eifer antrieb.

Der Zeitpunkt nahte heran, wo Mistriß Synclair ihren Gatten, und Ellen ihren Vater umarmen sollte. — An einem heitern Abende machte sie mit ihrer Tochter einen Spaziergang. Bey dem Schmelz der Wiesen, der unendlichen Mannichfaltigkeit der Feldblumen, dem wallenden Laub der Bäume, und den harmonischen Gesängen der Bewohner der Lüfte, in der nahenden Dämmerung, erhob ein tiefes Gefühl ihre Seelen zu dem Unendlichen. Ellen sprach die Hymne des fünfzehnten Buches des verlornen Paradieses mit Inbrunst und

Andacht. Nachdem sie geendet hatte, sagte sie zu Mistriß Synclair: „Meine liebe Mutter, ich empfinde in diesem Augenblick eine Ruhe, welcher ich nicht um alle Schätze der Welt entsagen mögte.“ — „Dieses Gefühl, meine Tochter, ist die Religion, welche dich ihren süßesten Lohn, Seelenfrieden, schmecken läßt; weih' ihr deine ganze Liebe, und du wirst in dieser Welt zufrieden und in jener glücklich seyn; sie wird dich in harten Prüfungen unterstützen, und in den Stunden der Trübsal trösten; sie wird dich die Uebung jeder Tugend lehren, besonders die der Geduld, des Muthes und der Barmherzigkeit: sie wird dich mit dem bekannt machen, was dem Leben Werth und der Seele den wahren Adel giebt.“

Nach ihrer Zurückkunft fand Mistriß Synclair die neuesten Blätter vor, und befahl ihrer Tochter, sie vorzulesen. Ellen nahm das Abendblatt, und las das Folgende: „Mit Bedauern müssen wir unsern Lesern bekannt machen, daß das Schiff gute Hoffnung, Kapitain Syn...“ Ellen unterbrach sich hier, in

Thränen schwimmend. „Fahre fort, liebstes Kind,“ sagte Mistriß Synclair, Todtenblässe auf ihrem Gesichte. — „Das Schiff gute Hoffnung, Kapitain Synclair, am 9. d. M. Schiffbruch gelitten hat, und mit Mann und Maus zu Grunde gegangen ist.“

Ellen ließ die Zeitung fallen, und warf sich ihrer Mutter in die Arme; aber Mistriß Synclair war für alles um sie her unempfindlich. Ellens Jammergeschrey rief die einzige Bediente, welche sie hatten, ins Zimmer. Nachdem diese den Grund der Trauer vernommen hatte, wovon sie Zeuge war, entkleidete sie sogleich ihre Gebieterin, und brachte sie mit Hülfe der armen Ellen zu Bette, wo sie wieder zu sich kam. Ihre Leiden bey der Nachricht des Verlustes eines zärtlich geliebten Gatten waren sehr groß, aber durch eine religiöse Ergebung gemildert. Gestärkt durch ihr Vertrauen zu Gott, suchte sie sich zu beruhigen, und überließ sich dem Nachdenken, um Mittel zu ersinnen, ihre Tochter dem Elende zu entreissen: aber ihr zarter Körper, seit einigen Jahren durch Krank-

heiten geschwächt, unterlag dem ungeheuern Schmerz, und der andere Morgen fand sie in einem Entzündungsfieber. Ellens Angst und Kummer waren unbeschreiblich; sie waffnete sich aber mit Muth, und weit entfernt, ihre Zeit mit unnützen Klagen zu verlieren, raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, um ihre zärtliche Mutter aus den Händen des Todes zu erretten. Der Dorfchirurgus erschien, erklärte aber, daß man geschicktere Heilkünstler, als er sey, zu Rathe ziehen müsse. „Sie müssen einen Arzt holen lassen," sagte er, „ich fürchte, daß die Krankheit Ihrer Frau Mutter tödtlich ist." Es wurde unverzüglich ein Eilbote zur nächsten Stadt geschickt, und nach Verlauf einiger Stunden kam er mit einem Arzte zurück.

Als dieser in das Krankenzimmer trat, fand er Ellen beschäftigt, den Kopf ihrer Mutter an ihren Busen zu stützen; ihre Thränen benetzten die brennende Stirn der Kranken. Nachdem der Arzt den Character der Krankheit untersucht hatte, schrieb er ein Recept, und begab sich dann weg mit dem Versprechen, den andern

Tag wieder zu kommen. Ach! die Guinée, welche er empfing, war die letzte in dem Beutel der Mistriß Synclair. „Liebet Gott,“ rief Ellen, mit gen Himmel gehobenen Händen, „habe Barmherzigkeit mit den Leiden meiner armen Mutter!“ — „Weinen Sie nicht, Miß Ellen,“ sagte Alice, „Ihre Mutter wird wieder gesund werden, und wenn Sie Geld brauchen, so können Sie ja die silbernen Löffel verkaufen, oder die Theekanne, und viele andere ähnliche Dinge. Madame Malville, die Frau eines reichen Kaufmanns in der nahen Stadt, welche so sehr von Ihren Zeichnungen eingenommen ist, und alles Kostbare kauft, wird gewiß auch Ihre Theekanne kaufen.“

„Wie? sie liebt Zeichnungen und Gemählde?“ rief Ellen eifrig. — „Gewiß, antwortete Alice, sie kauft alles, was sie von dergleichen Sachen auftreiben kann.“ — „Alice,“ sagte Ellen, „ich will meine Blumen zu dieser Dame bringen; dir übertrage ich unterdessen die Sorge für meine theuere Mutter; ich werde bald wieder zurück seyn.“ — „Miß Sinelair,“ antwor-

tete Alice, „es ist schon zu dunkel, Sie können heute Abend nicht mehr nach der Stadt gehn.“ — „Der Himmel wird mich schützen,“ erwiederte Ellen; „ich fürchte die Dunkelheit nicht.“ Sie drückte hierauf einen zärtlichen Kuß auf die Lippen ihrer Mutter, nahm den Carton mit ihren Zeichnungen unter den Arm, lief eilend über die Ebene, und kam bald auf den Weg nach der Stadt. Es war gerade neun Uhr, als sie dort ankam. Nachdem Ellen sich nach der Wohnung der Mistriß Malville erkundigt hatte, begab sie sich dahin, und klopfte an, zitternd vor Furcht und Hoffnung; dem öffnenden Bedienten sagte sie, sie wünschte seine Herrschaft zu sprechen.

„Sie ist in Gesellschaft,“ antwortete dieser; „wollen Sie aber morgen wiederkommen, so können Sie sie sprechen.“ — Ich muß sie diesen Abend sehen,“ erwiederte Ellen mit einem Strom von Thränen. — „Es ist unmöglich, daß ich Sie heute anmelde.“ — „Was soll aus mir werden?“ rief die untröstliche Ellen; ich beschwöre Sie, ihr zu sagen, daß ein junges

Mädchen über einen Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit mit ihr zu sprechen wünsche.“ — „Morgen frühe will ich ihr alle Aufträge überbringen, die Sie mir geben wollen,“ sagte der Bediente, „heute Abend kann ich es aber mit keinem einzigen.“ In diesem Augenblick kam die Beschließerin des Hauses dazu, und fragte nach Ellens Begehren. „Ich bringe der Mistriß Malville einige Zeichnungen,“ antwortete Ellen, „erlauben Sie mir, daß ich sie einen Augenblick sprechen darf.“

— „Folgen Sie mir, liebes Kind,“ sagte die Beschließerin, „ich will meiner Herrschaft sagen, daß Sie sie zu sprechen wünschen.“ — Sie führte Ellen hierauf in ein Zimmer, wo sie sie ihren schmerzlichen Betrachtungen überließ, um sogleich ihre Herrschaft zu unterrichten, daß ein junges Mädchen ihr einige Zeichnungen vorzulegen wünsche. Mistriß Malville, umgeben von vertrauten Freundinnen, bat um Erlaubniß, Ellen eintreten zu lassen. Sie erschien, zitternd und mit niedergeschlagenen Augen, machte eine sehr ehrerbietige Verbeugung, und

überreichte mit Thränen benetzten Wangen Mistriß Malville ihre Zeichnungen. „Sie scheinen sehr bewegt, meine Liebe,“ sagte Mistriß Malville zu ihr, indem sie sie mit innigem Mitleiden betrachtete: „pflegen Sie ein Geschäft daraus zu machen, Blumen zum Verkauf zu mahlen.“ — „Nein, Madam,“ antwortete Ellen, und ein edler Stolz röthete ihre Wangen. Mistriß Malville öffnete das Portefeuille. „Dieses Bouquet ist sehr schön,“ sagte sie, „was fordern Sie dafür, mein Kind?“

— „Sie verstehn es besser, als ich, seinen Werth zu schätzen,“ antwortete Ellen bescheiden. „Sie sind ein sonderbares Kind,“ sagte Mistriß Malville: „wo wohnen sie?“ — „Zu Hoodbine,“ antwortete Ellen.

— „Sie sind von Hoodbine, drey Meilen von der Stadt, und kommen diesen Abend daher?“ — „Ja, Madam.“ — „Wer sind Ihre Eltern?“ — „Ach! ich habe nur noch eine Mutter, die der Tod mir auch zu entreissen droht,“ erwiederte Ellen mit gefalteten Händen und einem Strom von Thränen. „Gestern

Abend haben wir die Nachricht erhalten, daß das Schiff meines Vaters, die gute Hoffnung, Schiffbruch gelitten habe, und mit Mann und Maus untergegangen ſey. Seit dieſem Augenblicke redet meine liebe, meine theure Mutter irre. O, Madam! geben Sie mir für meine Blumen was Ihnen gefällig iſt, und erlauben Sie mir, daß ich eilig wieder zu meiner zärtlichen Mutter zurückkehren darf.“

— „So eile denn, mein liebes Kind,“ ſagte Miſtriß Malville zu ihr, indem ſie ſie umarmte, und ihr einen kleinen Beutel in die Hand legte, „zu thun, was Pflicht und Liebe dir gebieten; und mögen die Segnungen des Himmels deine Schritte begleiten!“ Hierauf befahl ſie einem Bedienten, Ellen zu Wagen nach ihrem Wohnorte zurückzubringen. Heimlich über die Langſamkeit der Pferde murrend, kam ſie zu Hauſe an, ſchlich leiſe in das Zimmer ihrer Mutter, warf ſich vor ihrem Bette nieder, und küßte ihre brennende Hand, die ſie mit ihren Thränen benetzte. Sie bat hierauf Alicen, dem Bedienten Eſſen zu reichen, welcher beym Abſchiede Ellen

versicherte, daß sie sicher darauf rechnen könne, seine Herrschaft morgen mit dem frühesten bey sich zu sehen.

Ellen, unempfindlich für Ermüdung, beobachtete während der Nacht alle Veränderungen auf dem Gesichte ihrer Mutter. Morgens kam der Arzt wieder, in Begleitung der guten Lady Malville. „Ich bringe Ihnen gute Neuigkeiten," sagte sie zu Ellen, indem sie ihr liebreich die Hand drückte: „Herr Malville hat diesen Morgen Nachricht von seinem Agenten in Liverpool erhalten, daß das Schiff, die gute Hoffnung, in diesem Hafen angekommen ist, nachdem es lange vom Sturm verschlagen worden war; und hier kommt der Factor, der Ihnen wahrscheinlich diese Nachricht bestätigen wird."

Alice brachte Ellen in diesem Augenblicke einen Brief. „Gott Lob! Gott Lob!" rief diese, „ich erkenne auf der Addresse die Hand meines Vaters. O, wenn meine theure Mutter von dem Inhalte desselben unterrichtet wäre!"

— „Geduld, Jungfer," sagte der Arzt zu

ihr, „sie befindet sich diesen Morgen viel besser, als gestern; ich werde ihr sogleich etwas Schmerzstillendes verordnen, welches ihr, wie ich hoffe, Schlaf bringen, und die Fortschritte ihrer Krankheit hemmen wird.“

Mistriß Malville begab sich nunmehr weg, so wie der Arzt, nachdem er der Kranken die zubereitete Arzney eingegeben hatte. Ellen blieb allein bey Mistriß Synclair; sie bewachte ihre theure Mutter, und wagte kaum zu athmen.

Nach einem sechsstündigen Schlafe öffnete Mistriß Synclair die Augen, und rief Ellen mit lauter Stimme. „Hier bin ich, meine liebe Mutter,“ antwortete diese; „Gott sey gelobt, daß Sie sich wieder besser befinden!“ Mistriß Synclair sagte, tief aufseufzend, zu ihr: „Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt; Gott gebe, daß es nur ein Traum sey!“ Ellen bemerkte, daß ihre Mutter nicht ganz bey Sinnen war; dachte jedoch, ihr von dem Briefe ihres Vaters sagen zu können, ohne für ihren Zustand zu heftige Bewegungen der Freude in ihr zu erregen.

„Ich habe diesen Morgen einen Brief erhalten, meine liebe Mutter, der Ihnen viele Freude machen wird; mein Vater ist gesund in Liverpol angekommen.“ Ein Thränenstrom erleichterte Mistriß Synclair. „Du konntest meinem kranken Herzen keinen heilsamern Balsam geben, meine Tochter.“ Bey diesen Worten umarmte sie Ellen, und schlief nun wieder ruhigen und festen Schlafes bis zum Morgen.

Seit diesem Augenblicke erholte sich Mistriß Synclair sichtbar. Die vortreffliche Dame Malville besuchte sie täglich; es war eine geistreiche und sehr gebildete Frau, deren Unterhaltung immer lehrreich und angenehm war.

Nach einigen Tagen war Mistriß Synclair so weit hergestellt, daß sie das Zimmer verlassen durfte, und kaum war sie auf dem Wege nach dem Garten, als ein Wagen in der Thüre hielt, und in dem nämlichen Augenblick befand sie sich in den Armen ihres Mannes.

„Du siehst einen armen Invaliden vor dir, meine Liebe, sagte der Kapitain Synclair zu ihr; „ein schrecklicher Rheumatismus hat mich

des Gebrauchs meiner Glieder beraubt, und ich fürchte sehr, daß wir unser übriges Leben in Dürftigkeit werden hinbringen müssen.“ „Nein, bester Vater, fiel Ellen, ihn umarmend, ein: „wir haben Armuth nicht zu fürchten; von Ihrer Güte mit einer sorgfältigen Erziehung, vom Himmel mit Talenten, Gesundheit und einem dankbaren Herzen beschenkt, werde ich für uns alle arbeiten, und wenn wir keine Reichthümer sammeln, so werden wir doch in den Stand gesetzt, uns mit den ersten Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen.“

Mistriß Synclair begab sich nun zu ihrer großmüthigen Wohlthäterin, Lady Malville, um über die besten Mittel mit ihr zu berathschlagen, Vortheil aus den Talenten Ellens zu ziehen. Es wurde ausgemacht, daß Ellen in der nahen Stadt eine Pension für auswärtige junge Frauenzimmer errichten sollte, worin sie Unterricht im Zeichnen, Nähen, Sticken, und andern dergleichen Arbeiten geben würde. „Sie darf noch keine Pensionaire zur Erziehung aufnehmen,“ sagte Mistriß Malville;

Ellen, obgleich eine sehr gute Tochter, kann sich nicht mit der Bildung der Kinder befassen, da ihr eigner Verstand noch nicht die gehörige Reife erlangt hat.“

Die Familie Synclair bezog bald darauf ein Haus neben der Wohnung der Mistriß Malville, wo Ellen durch ihre Thätigkeit, Talente und unermüdlichen Eifer bald eine sehr gute Pensionsanstalt zu Stande brachte. Sie verschaffte ihren Eltern alle Bequemlichkeiten, und segnete täglich den Augenblick, wo sie sich zum erstenmal an den Tisch gesetzt hatte, um eine Rose zu zeichnen, deren Vollendung ihr eine Lehre gab, die sie niemals vergaß, daß man nämlich mit Entschlossenheit, Muth und Ausdauer sicher alle Hindernisse überwinden wird.

2.

Adelaide,
oder die Proben des Muthes.

Erstes Kapitel.

Adelaide von Montgomery hatte nun ihr zehntes Jahr erreicht, als der Tod ihr die beste der Mütter raubte. Ihre Krankheit dauerte nur vier und zwanzig Stunden; da aber weise Menschen sich immer gegen unvorhergesehene Vorfälle zu verwahren suchen; so hatte schon längst Lady Montgomery ihrem alten Bedienten Gregory, der in ihrem Dienste grau geworden, und ihr aus Liebe und Dankbarkeit ergeben war, befohlen, im Falle, daß sie von einer schweren Krankheit befallen würde, einen

Expreſſen an Herrn Salvert zu ſchicken, einen Edelmann, der zwanzig Meilen von ihrem Wohnorte lebte, und die Freundin und Gefährtin ihrer Kindheit geheyrathet hatte.

Gregory vollſtreckte pünktlich, bey dem Tode ſeiner Herrin, ihre Befehle, indem er an Herrn und Lady Salvert einen Expreſſen ſchickte, um ſie von der unglücklichen Begebenheit zu benachrichtigen, welche Trauer in dem Hauſe verbreitete. Miſtriß Salvert kam, in Begleitung ihres Gatten, den folgenden Tag bey guter Zeit in Exeter an. Ein Strom von Thränen benetzte ihr Geſicht, als ſie in das Haus ihrer abgeſchiedenen Freundin trat. Mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme fragte ſie nach Adelgiden. „O, Madam," antwortete ihr Gregory, „es gelingt uns nicht, auch nur auf einen Augenblick dieſe liebenswürdige Waiſe aus dem Zimmer ihrer Mutter zu entfernen; es iſt herzzerreiſſend, ihren Jammer zu ſchauen; ſie weint vom Morgen bis zum Abend, und iſt beſtändig über den Leichnam unſrer armen Gebieterin gebeugt; ſie ſpricht mit ihr, als wenn ſie

athmete.“ — „Führt mich zu ihr,“ sagte Mistriß Salvert, indem sie die Bewegungen zu unterdrücken suchte, welche die Erzählung des treuen Gregory in ihrer Seele erregt hatte. „Lieber Freund,“ fuhr sie fort, indem sie sich zu Herrn Salvert wandte, „werden wir nicht einen letzten Blick auf die zärtliche Freundin werfen, welche wir nun verloren haben?“ Sie verließ das Zimmer, geführt von Gregory, und in Begleitung ihres Gatten. „Großer Gott!“ rief sie in dem Augenblick, als Gregory die Thüre des Sterbezimmers öffnete, und stützte sich auf ihren Mann, um sich aufrecht zu erhalten. Die sterblichen Ueberreste der Lady Montgomery lagen, am Fuße des Bettes, in einem Sarge; die kleine Adelaide, über den Leichnam ihrer Mutter gebeugt, benetzte ihn mit ihren Thränen. Eine Bediente, zur Seite der armen Verlassenen, schwamm gleichfalls in Thränen. Lady Salvert nahm die wehklagende Adelaide in ihre Arme, und drückte sie an ihr Herz. „Meine gute, meine gütige Lady Salvert,“ sagte schluchzend das liebenswür-

dige Kind zu ihr, „ich habe meine zärtliche Mutter verloren; ach! sie ist ohne Wärme und Leben! O, könnte sie nur ein einziges Wort sagen, ihrer armen Adelaide nur ein einziges Wort!“ Sie konnte nicht weiter sprechen; ihr Herz voll Jammer, das zu zerspringen drohte, verhinderte sie daran.

„Mein liebes Kind,“ sagte Lady Salvert zu ihr, „theures Vermächtniß meiner vortrefflichen Freundin, komm in meine Arme, sey meine Tochter.“ Sie fuhr fort, sich über den Sarg beugend: „Ja, meine theure Verklärte, deiner Freundin wird es heilige Pflicht seyn, deine Waise zu beschützen. Der Wille des Herrn geschehe! Trockne deine Thränen, meine Adelaide; deine Mutter ist unter der Zahl der Glücklichen, und wir würden das höchste Wesen beleidigen, wenn wir einem unmäßigen Schmerz die Herrschaft über uns einräumten. Laß mich nun,“ fuhr sie fort, indem sie die untröstliche Adelaide bey der Hand nahm, und zu Herrn Salvert führte, der die rührende Scene mit inniger Theilnahme betrachtete, „laß mich nun,

meine gute Adelaide, dich einer Person empfehlen, die, ich bin es gewiß, ihr möglichstes thun wird, um dich für deinen unersetzlichen Verlust zu entschädigen.“

Herr Salvert drückte die kleine Adelaide an seine Brust, sein Herz blutete bey der Scene des Todes und des Jammers, wovon er Zeuge gewesen war, und er schwur, sie so lange er lebe, zu beschützen.

Die Mutter Adelaidens war die Wittwe des Kapitain Montgomery, und die Tochter des Irländischen Lords Fitz-Herbert, eines Edelmanns von ungeheuerm Vermögen, der ihr aber seine Gunst, wegen ihrer Heyrath mit dem Kapitain Montgomery, entzogen hatte. Von allen ihren ehemaligen Bekanntschaften war ihr keine treu geblieben, als Lady Salvert, welche die Freundin ihrer Jugend nicht verlassen wollte. Als Lady Montgomery Wittwe wurde, versprach diese treue Freundin, Mutterstelle an Adelaiden zu vertreten, wenn die Vorsehung auch ihre Mutter abrufen würde.

Lady Montgomery hatte bey aller Oekono-

mir in ihren Ausgaben nichts ersparen können; seit ihrer Verheyrathung hatte sie nicht eine einzige Guinee von Lord Fitz-Herbert erhalten; daher denn bey ihrem Tode, eine Uhr und einige Kleinodien ausgenommen, ihr ganzes Vermögen nur in fünfhundert Pfund Sterling bestand: die arme Adelaide befand sich daher, obgleich von edler Geburt, in der Abhängigkeit von Herrn und Lady Salvert, weil ihr Vermögen nicht hinreichte, um ihre Erziehung zu bestreiten. Lady Salvert war großmüthig, menschlich und wohlthätig, aber ihr Gatte hatte einen schwachen, egoistischen und leichtgläubigen Charakter. Sie hatten zwey Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Friedrich, vierzehn Jahre alt, hatte viel Geist; er war Feind der Lügen, und den Grundsätzen seiner Religion zugethan, aber heftig und sehr reizbar.

Isabelle Salvert, zwey Jahre älter als ihr Bruder, war schön und anmuthig, hatte aber einen eitlen und leichtsinnigen Charakter. Da sie der Abgott ihres Vaters war, so wurden alle ihre Wünsche, auch die kindischsten,

die ausschweifendsten, erfüllt. Oft bezeugte Lady Salvert ihr Mißvergnügen über diese verderbliche Schwäche, ihre Bemerkungen darüber wurden eine Zeitlang angehört, aber bald gab ihr Mann gar nicht mehr darauf Acht, und Lady Salvert sah zu ihrem großen Kummer, daß Isabella einst eine leichtsinnige und frivole Frau seyn würde.

Herr und Frau von Salvert blieben bis zur Beerdigung der Lady Montgomery in Exeter, worauf sie mit ihrem Schützling die Rückreise antraten. Als sie aus dem Wagen stiegen, wurden sie von Friedrich empfangen, der der jungen Freundin freundlich die Hand reichte, und sie wahrhaft brüderlich begrüßte. Isabella schien sehr erfreut über die Rückkunft ihres Vaters, und bezeugte viel Vergnügen, Miß Montgomery zu sehn; aber ihre Mutter empfing sie mit einer Art von Zurückhaltung, weil sie die Wiederholung einiger ernsten Sittenregeln befürchtete, welchen Namen sie den heilsamen Lehren gab, welche der reinsten Mutter-Liebe entflossen.

Nachdem sie in den Saal getreten waren, setzte sich Adelaide an die Seite der Lady Salvert, Isabella auf die Kniee ihres Vaters, und Friedrich suchte, in Vereinigung mit seiner Mutter, Adelaide zu trösten, welche noch den Verlust ihrer Mutter beweinte. Lady Salvert hielt Adelaide in ihren Armen, und Friedrich saß zu ihren Füßen. „Hören Sie auf zu weinen, liebe Adelaide," sagte der gutmüthige Knabe; Ihre Mutter, welche wir alle liebten, ist in den Wohnungen der Seligen, daher wir kein Recht haben, uns unmäßig zu betrüben. Sie sind zwar eine Waise, meine liebe Adelaide, Sie haben aber einen Vater und eine Mutter wieder gefunden, welche stets für Sie sorgen, und einen Bruder nebst einer Schwester, die Sie zärtlich lieben werden."

— „Sie sind sehr gut, lieber Friedrich," antwortete seufzend Adelaide, „ich werde mir Mühe geben, meine Thränen zu trocknen! Würden Sie aber das Unglück haben, eine Mutter zu verlieren, Ihr Schmerz würde dem meinigen gleich seyn."

— „Du bist ein liebes, gutes Kind, meine Adelaide," sagte Lady Salvert, „und ich ehre Thränen, welche ein Beweis deines gefühlvollen Herzens sind. Es würde Undankbarkeit von dir seyn, das Andenken deiner vortrefflichen Mutter nicht zu beweinen; aber, liebes Kind, der Schmerz darf deine Vernunft nicht meistern, du mußt dich dem Willen des Höchsten unterwerfen, und auf seine Güte trauen."

Adelaide trocknete ihre Thränen. „Meine vorzüglichste Sorge wird seyn, Ihrer Güte würdig zu seyn," sagte das gute Kind.

Eben kam Isabella in das Zimmer, springend und hüpfend. Sie bat Adelaiden, mit ihr zu kommen, um ein neues Kleid zu sehen, das sie anprobiren wollte.

— „Erlauben Sie, daß ich bey Ihrer Mutter bleibe, liebe Isabella," antwortete Adelaide.

„Geh immer, mein liebes Kind," sagte Lady Salvert, „ein Blick auf den neuen Putz meiner Tochter wird dich zerstreuen."

Zu einer andern Zeit würde Lady Salvert Isabellens Eitelkeit gerügt haben, welche sie

jeden Augenblick an den Tag legte, aber in ihrer Einladung an Adelaiden lag so viel Fröhlichkei und Gutmüthigkeit, daß sie ihrer Tochter darum nicht zürnen konnte.

Zweytes Kapitel.

Unter der Leitung der Lady Salvert machte Adelaide schnelle Fortschritte in ihrer Bildung. In dem Alter von fünfzehn Jahren war sie die Freude ihrer vortrefflichen Pflegemutter, die Bewunderung aller Personen, welche sie sahen, und ein Gegenstand des Neides für Isabellen.

Adelaide bemerkte wohl, daß Isabelle ihr nicht geneigt war; aber Achtung und Dankbarkeit gegen Lady Salvert legten ihr Stillschweigen auf. Nie entfuhr ihr die geringste Klage, obgleich oft mit Verachtung von Isabellen behandelt, welche keine Gelegenheit zu ihrer Demüthigung unbenutzt ließ.

Diese liebenswürdige Waise empfand eine mehr als kindliche Verehrung und Liebe für Lady Salvert; bemerkte aber dagegen bey

ihrem hellen Verstande, zu ihrer Trauer, eine Menge Fehler in dem Character des Herrn Salvert, und bey Isabellen, von welcher sie gar vieles zu erdulden hatte, eine Engherzigkeit und eine Schwäche des Verstandes, welche ihr Mitleid rege machten.

Adelaide hatte einen Adel der Gesinnungen, der sie lehrte, für diejenigen, welche ihr von Seiten des Herzens und des Geistes untergeordnet waren, ein zärtliches Mitleiden zu empfinden. Wenn Unwille über üble Begegnung sie daher zuweilen erfüllte, so war dieser Eindruck so vorübergehend, daß er mit der Röthe, womit einen Augenblick ihre Wangen bedeckt waren, verschwand.

Doch war Adelaide, bey aller Sanftmuth ihres Characters, nicht glücklich: sie wußte, daß ihre geliebte Pflegemutter, Lady Salvert, nagendem Kummer unterlag. Während der drey letzten Monate, welche sie bey ihr verlebte, hatte Adelaide sie oft in Thränen schwimmend gefunden, und sie bemerkte, daß ihre Gesundheit augenscheinlich dahin welkte. Sie

glaubte auch in dem Benehmen des Herrn Salvert gegen sie und gegen seine vortreffliche Gattin eine sichtbare Veränderung zu bemerken.

Bey der Untersuchung ihrer eigenen Aufführung konnte sie nichts finden, was diese Veränderung hätte veranlassen können; und was Lady Salvert betraf, so dachte sie sich, sie könnte das Resultat einiger häuslichen Angelegenheiten seyn, welche sie nicht für gut gefunden hätte, ihr mitzutheilen.

Mehrere Monate vergingen, ohne daß etwas Bemerkenswerthes in dem Hause des Herrn Salvert vorfiel. Der niedrige Hochmuth Isabellens wurde immer bemerkbarer, und die Gesundheit der Lady Salvert nahm von Tage zu Tage ab. Friedrich hatte Devonshire verlassen, um eine Reise auf dem Continent zu machen; und Adelaide war so sehr mit der Sorge für die verehrte Kranke beschäftigt, daß sie sich keine Erholung erlaubte.

Die ganze Zeit der Krankheit und der Leiden der Lady Salvert, war Adelaide ihre einzige Gesellschaft, ihr einziger Trost. Solche

unverdroſſene Mühen waren für dieſes vortreffliche, gefühlvolle Mädchen unverloren; denn der Allmächtige liebt dankbare Herzen.

Adelaide hörte mit Aufmerkſamkeit die Rede ihrer ſterbenden Wohlthäterin an, und bewahrte in ihrem Gedächtniſſe die großen Wahrheiten, welche ſie ausſprach.

„Meine gute Adelaide,“ ſagte eines Tags Lady Salvert zu ihr, indem ſie die tröſtlichen Verheiſſungen unſeres Heilandes aus der Hand legte, „vergiß nie deine Pflichten gegen Gott, deinen Nächſten und dich ſelbſt; verwahre dich, daß die Falſchheit und Nichtigkeit der Grundſätze, welche du in dem Umgange mit andern Menſchen kennen lernen wirſt, aus deinem Herzen die Empfindungen der Religion nicht verwiſchen: denn in der Stunde des Unglücks, der Krankheit, des Todes, findeſt du darin deine Tröſtungen. Denke dir nicht, daß ich die äußerlichen Ceremonien des Gottesdienſtes meine, wenn ich von Religion ſpreche; nein, mein liebes Kind, Gott verlangt thätige Tugenden: lerne gerecht und mitleidig ſeyn, den

Unglücklichen beystehn, die Unwissenden unterrichten; erlaube dir nie, gegen den Willen der Vorsehung zu murren; wisse, daß ihre Fügungen, obgleich den schwachen Sterblichen unerklärbar, auf die ewige Gerechtigkeit und Erbarmung gegründet sind."

„Auch darfst du das nicht vernachlässigen, meine liebe Adelaide, was man irrigerweise die weniger wichtige Sorge des Lebens nennt. Viele Menschen verleben ihre Tage in Unthätigkeit, und glauben, weil sie weder Gotteslästerer, noch Lügner, noch Diebe sind, ein schuldloses Leben zu führen. In welchem Irrthum sind sie! Was ist köstlicher, als die Zeit, welche für sie von keinem Werthe ist? Sind wir nicht schuldig, jeden Augenblick zur Vervollkommnung unserer Seelenkräfte, zum Besten unserer Mitmenschen anzuwenden?"

„Ich wünsche auch, daß meine Adelaide sehr gewissenhaft bey der Wahl eines Gatten sey; diese Wahl ist von so großer Wichtigkeit, daß ich mich verbunden glaube, obgleich du noch sehr jung bist, mit dir davon zu sprechen, weil, allem

Anschein nach, mein irdischer Aufenthalt nur noch von sehr kurzer Dauer seyn wird; und, ach! wenn ich nicht mehr seyn werde, wer wird dir dann Rathgeber, Lehrer seyn, meine liebe Adelaide?“

Lady Salvert schwieg hier einen Augenblick, und Adelaide, außer Stand, die innere Bewegung zu unterdrücken, welche die Rede ihrer Wohlthäterin ihr verursacht hatte, brach in einen Strom von Thränen aus.

„Trockne deine Zähren, Adelaide,“ sagte Lady Salvert zu ihr, sie umarmend, „und laß mich einen Balsam des Trostes auf die wenigen, mir noch übrigen Augenblicke gießen, indem ich meine Pflichten gegen Gott und Menschen erfülle.“

„Laß dich nicht durch den Schein verführen, mein Kind; er ist oft trüglich: bevor du dein Geschick mit dem eines Mannes vereinigest, versichere dich, daß seine Sitten unbescholten sind; verwahre dich, daß die Feinheiten der Sprache dein Herz nicht berücken, und dein Urtheil nicht bestechen; überzeuge dich, daß

Handlungen und Worte des Mannes, dem du deine Hand giebst, so sind, daß sie bey der strengsten Prüfung bestehen können. Bilde dir nicht ein, meine liebe Adelaide, daß jeder Mann, der dir seine Huldigungen darbringt, dich aufrichtig lieben wird. Nur eitle und leichtsinnige Frauenzimmer, die nicht gewohnt sind, zu denken, können sich auf diese Art täuschen lassen. Das züchtige, wohlerzogene Mädchen wird die Schlingen, seiner Unerfahrenheit gelegt, vermeiden, und die Sprache der Schmeicheley verachten. Der Mann, der dich wahrhaft achtet, wird dir oft unangenehme, aber nichts desto weniger kostbare, Wahrheiten sagen. Ich hätte gewünscht, meine liebe Adelaide, daß Isabella bey dieser Unterhaltung gegenwärtig gewesen wäre; sie hört aber nur ihren Vater, und Rath und Lehre, welche nicht von ihm kommen, sind für sie verloren. Auch will mein Gemahl, daß sie nur von ihm Unterricht erhalte; ich bin daher genöthigt, zuzugeben, was ich nicht verhindern kann. Möge der Himmel eines Tages die Uebel von meiner

Tochter wenden, welche eine solche Verblendung ihr zuziehn muß."

Einige Tage nach dieser Unterhaltung verschied Lady Salvert. Tief betrauerte Adelaide ihren Verlust; sie hütete sich aber wohl, ihren Schmerz in unvernünftigen Ausrufungen zu zeigen, und sich, wie Isabella, der letzten Pflicht zu entziehen, welche Dankbarkeit ihr auferlegte.

Lady Salvert verschied in den Armen Adelaidens. Dieses dankbare, liebenswürdige Mädchen trennte sich nicht eher von der sterblichen Hülle ihrer verehrten Freundin, als bis sie beygesetzt war.

Nach dem Tode der Lady Salvert bot alles in dem Hause Adelaiden einen traurigen Anblick dar; Isabella hingegen nahm bald wieder ihre gewöhnliche Munterkeit an, und mit ihr ihre Herrschsucht und ihren Hochmuth. Diese Aufführung war nicht geschickt, Adelaidens Schmerz zu stillen; sie konnte ohne Mißfallen nicht sehen, wie eine so gute Mutter so leicht vergessen wurde.

Adelaide zeigte öfters eine Heiterkeit, welche aus der Gewißheit entsprang, daß sie ihre Pflicht erfülle, nichts vernachläſſige, was Lady Salvert, wenn sie noch lebe, gerathen, und nichts thue, was diese vortreffliche Frau untersagt haben würde.

Lady Salvert liebte die Blumen sehr, und hatte eine Sammlung von schönen Gewächsen, welche sie mit eigenen Händen gepflanzt hatte. Diese Pflanzen würden ohne Adelaidens Hülfe verdorrt seyn; sie wartete ihrer aber mit Sorgfalt, und sie gediehen vortrefflich.

Jeder Tag brachte Adelaiden größern Kummer. Isabella suchte ihre Lage wirklich peinlicher und unangenehmer zu machen. Sie erinnerte ihren Vater unaufhörlich an die großen Kosten der Erziehung Adelaidens. Sie behandelte dieses gute Kind mit Verachtung und Ungezogenheit, und suchte sie unaufhörlich zu beleidigen.

Isabella war damals siebenzehn Jahre alt, und, da sie schön war, von Anbetern umringt. Unter diesen befand sich ein junger Officier, der

kommen, und sagte ihr, daß er sich ihrer ferner nicht mehr annehmen könne, da er seinen Kindern die Erhaltung ihres Vermögens schuldig sey; er bitte sie daher, nach einigen Tagen sein Haus zu verlassen. Bey diesen Worten überreichte er ihr eine Brieftasche mit Bankozetteln von fünfhundert Pfund Sterling, und ein Kästchen, das die Kleinodien und die Uhr ihrer Mutter enthielt.

Adelaide, anstatt über den ihr ertheilten Befehl, sein Haus zu verlassen, zu murren, bezeugte ihm im Gegentheile ihre Dankbarkeit für den Aufenthalt, den er ihr mehrere Jahre bey sich gegönnt hatte.

Auf ihrem Zimmer konnte sie jedoch nicht länger die Bewegungen zurückhalten, welche ihr Herz bestürmten; es war ihr unmöglich, ohne Thränen über ihre trostlose Lage nachzudenken; sie befand sich ohne Verwandte, Freunde, Bekanntschaften, ohne Rath und Trost.

Doch war sie ferne davon, sich der Verzweiflung hinzugeben: sie flehte um den Beystand des Himmels. „Wo ich mich auch hin-

begeben werde," rief sie in der Inbrunst ihres Glaubens, „ich bin des Beystandes des Allmächtigen gewiß. Du, der den Waisen Vater ist, der die Klagen der Wittwen hört, du wirst auch mein Beschützer seyn."

Beruhigt durch diese frommen Gesinnungen und die Reinheit ihres Herzens, warf sich Adelaide in einen Stuhl, um zu überlegen, was sie in einem so wichtigen Falle zu thun habe. Fünfhundert Pfund Sterlinge waren eine zu geringe Summe, um davon leben zu können; und der Unthätigkeit, in welche sie ihre neue Lage versetzen würde, gedachte sie mit Schrekken; daran knüpfte sich die Betrachtung, daß ihr geringes Einkommen zur Pflege im Alter nicht hinreichen würde: alles dieses bestimmte sie, der fleißigen Biene gleich, im Frühlinge ihres Lebens zu arbeiten, um im Alter leben zu können, wenn der Himmel ihre Tage verlängerte.

Adelaide schämte sich nicht zu arbeiten, um ihren Unterhalt zu erwerben; sie wußte ja, daß Armuth zwar ein Unglück, aber kein Ver-

brechen, und daß es beſſer ſey, die gemeinſten Arbeiten zu verrichten, als auf Koſten der Tugend in Pracht und Ueberfluß zu leben. Sie entſchloß ſich, Herrn Salverts Haus ſogleich zu verlaſſen, ließ ſich durch einen Bedienten eine Poſtchaiſe für den kommenden Morgen beſtellen, und begab ſich dann in den Speiſeſaal, mit einem Geſichte, das ihren Frieden mit ſich ſelbſt verkündigte.

Nach dem Eſſen nahm ſie herzlichen Abſchied von Herrn Salvert und ſeiner Tochter, welche nun die Härte ihres Betragens einſahen, und ſich nicht enthalten konnten, Thränen zu vergießen, als ſie ihnen das letzte Lebewohl ſagte.

Adelaidens Herz war erſchüttert; Iſabellens grauſames Verfahren gegen ſie entſchwand ihrem Gedächtniſſe, und ſie hatte nur ein ſolches für das Gute, deſſen ſie ſich von ihr aus ihrer Kindheit zu erfreuen hatte. Mit inniger Dankbarkeit gedachte ſie ihrer Verbindlichkeiten gegen Herrn Salvert, welcher ſie nach dem Tode ihrer Mutter in ſeinem Hauſe aufgenom-

men hatte. Sie verdankte ihm und seiner vortrefflichen Gattin die große Wohlthat einer guten Erziehung.

Adelaide schlief diese Nacht wenig, und mit Tagesanbruch war sie angekleidet, und bereit, Herrn Salverts Haus zu verlassen. Im Vorsaal fand sie, zu ihrer Ueberraschung, alle Bedienten versammelt. Dieser Beweis von Liebe rührte sie sehr. „Der Himmel gebe Ihnen seinen besten Segen! mein liebes Fräulein.“ — „Der Herr beschütze sie!“ — erscholl es von allen Seiten. Adelaide reichte allen die Hand, und dankte ihnen für ihre wohlwollenden Gesinnungen. Hierauf stieg sie in den Wagen, und hatte nach wenigen Minuten das Haus aus den Augen verloren.

Adelaide hatte die Bedienten immer mit Freundlichkeit und Güte behandelt, wodurch allein Achtung und Liebe erworben wird. Sie war nicht vertraut, aber gefällig gegen sie. Wenn Dienstmädchen erkrankten, so hielt sie es nicht unter ihrer Würde, bey ihnen zu wachen. Wenn sie ihrer Hülfe bedurften, so war

ſie immer bereit dazu, und ſo groß war ihre Herzensgüte, daß ſie als Kind das Geld, welches ſie zum Kauf irgend eines Spielzeugs erhielt, den Armen gab.

Adelaide hatte oft von Bath ſprechen hören, als von einem Orte, wo Fleiß und Talent leicht ihr Auskommen fänden; dahin begab ſie ſich. Ohne einen widrigen Zufall kam ſie daſelbſt an, und bezog nach einigen Tagen eine ſehr ſchickliche Wohnung in einem kleinen Hauſe auf der Straße nach Briſtol, eine halbe Meile von Bath. Sie ſchrieb ſogleich an Iſabellen, um ſie von ihrem Aufenthalte zu benachrichtigen, und bald gelang es ihr, durch Hülfe der guten Miſtriß Selton (ihrer Wirthin) Arbeit von einer Modehändlerin aus der Stadt zu erhalten.

Beſtändige Thätigkeit verwahrte ſie vor jenem Ueberdruſſe, der der beſtändige Begleiter eines geſchäftsloſen Lebens iſt; und das Bewußtſeyn, ihre Pflichten gegen Gott und Menſchen zu erfüllen, gaben ihr eine Heiterkeit und

Ruhe, welche ihrer Gesundheit sehr zuträglich waren.

Während Adelaide alle Seelenfreuden einer tadellosen Aufführung schmeckte, und in einer Hütte froh und zufrieden lebte, war Isabella, umgeben von dem Glanze eines reichen Hauses, einer Menge Leidenschaften, eine heftiger als die andere, zur Beute.

Herr Salvert hatte sich ihrer Heyrath mit Kapitain Merton förmlich widersetzt, und seiner Tochter bestimmt verboten, ihn ferner zu sprechen, oder ihm zu schreiben: aber kein Gefühl von Pflicht konnte Isabella hindern, ihrer Neigung zu folgen, und sie sah heimlich den Kapitain Merton.

Bey einer solchen Zusammenkunft überredete dieser Officier sie, mit ihm nach Schottland zu entfliehen, wo sie seine Frau wurde. Denn die Englischen Gesetze verordnen, daß eine in Schottland geschlossene Ehe gültig sey, wenn auch Vater und Mutter der Eheleute nicht eingewilligt haben.

Als Herr Salvert davon unterrichtet wurde, schwur er in seinem gerechten Unwillen, seine Tochter nicht wieder zu sehen. Die unglückliche Isabella und ihr Mann suchten in dem Getümmel und der Zerstreuung Londons die Gewissensbisse zu verbannen, welche sie niederdrückten. Das wenige Geld, was sie hatten, war bald ausgegeben; das schrecklichste Elend drohte ihnen. Umsonst wandten sie sich an die Herren Salvert und Merton, um von ihnen Unterstützung zu erhalten: beyde waren taub für ihre Bitten; ein gleiches erfuhren sie von denen, welche sich Isabellens Freunde nannten, als sie noch von Reichthum und Glanz umgeben war.

Von wem konnte sie nun, in dieser verzweiflungsvollen Lage, Rettung hoffen, als von der, welche so unmenschlich behandelt worden war, von der edlen Adelaide Montgomery?

Adelaide hatte sich den ganzen Tag mit Nähen beschäftigt, und genoß der Kühle des Abends, in Betrachtung über das reine Ver-

gnügen vertieft, von denen nur gekannt, welche den Grundsätzen der Vernunft und der Tugend folgen, als Mistriß Selton, welche in Geschäften in Bath gewesen war, ihr einen Brief brachte. Adelaide öffnete ihn, und las folgendes:

„Wie soll ich es anfangen, das Mitleiden und die Hülfe meiner lieben Adelaide anzuflehen, nachdem ich so lang geschwiegen habe? Ach, Adelaide! Isabella Salvert, einst so glücklich, ist nunmehr die unglückliche Gattin des Kapitain Merton, dem schrecklichsten Elende Preis gegeben. Mein Gatte, Adelaide, wird seine Tage im Gefängnisse zubringen, wenn du ihn nicht errettest. Um der Freundschaft willen, welche dir meine selige Mutter bewies, um der Zärtlichkeit willen, mit welcher sie dich in deiner Trübsal behandelte: versage ihm die Wohlthat nicht, um die er bittet: sende mir, aus Erbarmung für meine Leiden, bey Empfang des Gegenwärtigen, vierhundert Pfund Sterling;

ich werde sie dir sogleich nach dem Verkauf der Stelle des Kapitains Merton wieder erstatten, und meine Dankbarkeit wird ewig seyn. Lebe wohl!“

„Sey von meiner treuesten Liebe versichert, meine theure Adelaide.

Deine Isabella Merton.“

Adelaide las diesen Brief unter Thränen der Rührung und des Mitleidens; sie vergaß alles Schlimme, was sie von Isabella erduldet hatte; sie erschien ihr nur als die Tochter ihrer theuren, ewig geliebten Wohlthäterin, als die Freundin und Gefährtin ihrer Kindheit; und Isabella — was allein schon Bestimmungsgrund für das edle Mädchen war — Isabella war unglücklich!

„Werde ich mich nicht bemühen, die Leiden meiner ehemaligen Freundin zu mildern? Werde ich nicht alles aufopfern, was ich in dieser Welt besitze, um sie in ihrem Elende zu unterstützen? Gewiß, mein kleines Eigenthum soll ganz dazu verwandt werden, sie aus der traurigen Lage zu ziehen, worin sie sich befindet, und künftig

werde ich mich bloß auf Gott und meinen Fleiß verlassen, um meine Bedürfnisse bestreiten zu können.“

Nach diesen Worten begab sich Adelaide auf ihr Zimmer, und schrieb einen Brief voll Liebe und Theilnahme an Isabella. Von ihrer ganzen kleinen Habe behielt sie blos eine einzige Banknote von zwanzig Pfund Sterling zurück, und schickte alles übrige an ihre unglückliche Freundin.

Adelaide arbeitete von nun an fleißiger als je, und versagte sich viele kleine Erholungen, welche sie sich bisher erlaubt hatte. Die Ueberzeugung, daß sie recht handele, gab ihrem frugalen Mahle höheren Wohlgeschmack, und ihrem Herzen Frieden. Aber — niemand bleibt ganz befreyt von Leiden und Krankheit; auch die Tugendhaften sind ihnen unterworfen, weil Gott die züchtigt, welche er liebt. Adelaide wurde von einem heftigen Fieber befallen, und nach wenigen Tagen verzweifelte man an ihrer Genesung. Sie selbst fühlte ihren Zustand nicht: sie redete irre.

Mistriß Selton suchte so viel wie möglich, während Adelaidens Krankheit, ihre Börse zu schonen; demungeachtet befand sie sich, bey ihrer Genesung, ohne Geld, und war noch zu schwach, um durch Arbeit welches erwerben zu können. Sie besaß noch die Uhr und die Kleinodien von ihrer Mutter; aber Adelaide wollte sich von diesem theuren Andenken nicht trennen. Sie verkaufte ihre Kleider, um so lange Unterhalt zu haben, bis ihre rückkehrenden Kräfte ihr wieder zu arbeiten erlaubten.

So traurig auch die Lage Adelaidens war, so war sie doch heiter, überzeugt, daß der Himmel sie bald aus ihrer Noth erlösen würde. Als Mistriß Selton klagte, daß ein so schönes junges Frauenzimmer so harten Proben ausgesetzt sey, antwortete Adelaide: „Es ist der Wille des Ewigen, und ich muß mich unterwerfen; es ist besser gegen Kummer zu ringen, und ein reines Gewissen in den Augen Gottes und der Menschen zu besitzen, als unter Irrthümern und Lastern im Ueberflusse zu leben."

Adelaide erhielt ihre Gesundheit nur sehr langsam wieder. Da sie sich die nöthigen Stärkungen nicht verschaffen konnte, welche ihre erschöpften Kräfte nöthig machten, so wurde sie so schwach, und ihre Krankheit nahm einen so bösartigen Character an, daß Mistriß Selton an ihrer Genesung zweifelte.

Obgleich Adelaide das Leben nicht lieben konnte, da ja allein das Grab der Rettungsort der Unglücklichen ist; so hielt sie sich doch verpflichtet, alle Mittel anzuwenden, die in ihrer Gewalt waren, um ihre Tage zu verlängern, sey es auch nur, um der Welt noch nützlich seyn zu können. Bey schönem Wetter machte sie daher auch Spaziergänge in das Feld, in der Nähe der Hütte, welche sie bewohnte, und nahm ein Glas frische Milch.

Auf einem solchen Spaziergange lehnte sie sich, müde von der Anstrengung des Gehens, an einen Baum, um auszuruhen. Der Ort, wo sie stand, beherrschte den Weg von Bristol

ſie war im Anſchauen der Krümmungen des Avon, und der herrlichen grünen Auen, die ſeine Ufer ſchmücken, verſunken, als ſie einen Wagen, von mehrern Reitern begleitet, von ihrer Seite herkommen ſah.

Adelaide ſeufzte bey dieſem Anblicke; ſie gedachte der Zeit, wo ſie auf dieſelbe Art mit ihrer guten Pflegemutter gereist war. Jetzt war ſie genöthigt, ihre Promenaden zu Fuße zu machen, während ſie ſich bey ihrer Schwäche und ihrem zarten Körperbau kaum auf den Beinen erhalten konnte. Doch nur einen Augenblick dauerte ihre Unzufriedenheit; ſie gedachte ſogleich, daß Gott gerecht iſt, daß ſeine Wege auf Weisheit und Gerechtigkeit gegründet ſind, und daß er den Sterblichen nie Leiden zuſchickt, als zu ihrem künftigen Glücke.

Kaum hätten einige Augenblicke dieſe Betrachtungen Adelaidens Geiſt gefeſſelt, als der Wagen, welcher ihre Aufmerkſamkeit erregt hatte, umwarf. Zitternd für das Leben der Perſonen, die er enthielt, ſtrengte ſie alle ihre

Kräfte an, um ihnen zu Hülfe zu eilen. Als ſie auf dem Platze angekommen war, fand ſie einen alten Edelmann, der keine Zeichen des Lebens von ſich gab, und den ſeine Bedienten in ihren Armen hielten. Adelaide bat ſie ſogleich, ihn in ihre Hütte zu tragen; und da ſie ganz in der Nähe war, ſo nahmen ſie ihr Erbieten an. Unglück war die beſte Empfehlung für Miſtriß Selton; ſobald ſie ſah, daß der Fremde ſein Bewußtſeyn verloren hatte, that ſie alles, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Nach einigen Minuten gelangen ihre menſchenfreundlichen Bemühungen.

Adelaide befand ſich am Bette des Fremden, und erſpähte mit der größten Ungeduld den Augenblick, wo er wieder zu ſich kommen würde. Als er die Augen öffnete, betrachtete er Adelaiden mit verwirrtem Blicke; ſie hierauf ſanft an ſich ziehend, ſuchte er begierig ihre Züge zu erforſchen, und rief: „Kommſt du aus dem Grabe, meine liebe Adelaide, um mich in der Stunde meines Todes zu ſehn?“

Unſere Freundin fuhr überraſcht zurück, als ſie ſich nennen hörte, und wandte ſich an einen neben ihr ſtehenden Bedienten mit der Bitte, ihr den Namen dieſes Herrn zu ſagen. „Es iſt der Lord Fitz-Herbert,“ erwiederte er. — „Mein Großvater!“ ſchrie Adelaide, und ſiel ohne Bewußtſeyn zu ſeinen Füßen.

Lord Fitz-Herbert ſah mit Schmerz Adelaidens Lage, und ſäumte nicht, ſie für ſeine Enkelin zu erklären. Er wartete mit Ungeduld des Augenblicks, wo ſie wieder zu ſich kommen würde, entſchloſſen, die Liebe und das Wohlwollen auf ſie überzutragen, deren er ihre Mutter beraubt hatte.

Adelaide, aus ihrer Ohnmacht erwacht, hatte das unausſprechliche Glück, den Segen ihres Großvaters, und die zärtlichſten Verſicherungen ſeiner Liebe und ſeines Schutzes zu erhalten. Nach wenigen Stunden wurde das vortreffliche Mädchen, nebſt der guten Miſtriß Selton, nach dem Hotel des Lord Fitz-Herbert gebracht, wo die Bedienten ſchon den Befehl empfangen hat-

ten, Adelaiden mit der Achtung zu behandeln, welche der Enkelin Sr. Herrlichkeit gebührte.

Die erste Bitte Adelaidens an ihren Großvater war, sie in den Stand zu setzen, Isabella aus ihrer unglücklichen Lage zu ziehen. Diese Gunst wurde ihr sogleich bewilligt, und sie schrieb ihr nun einen sehr herzlichen Brief, und bat sie, ihr zu sagen, auf welche Art sie ihr nützlich seyn könnte.

Isabellens Antwort war voller Ausdrücke der Dankbarkeit. Sie schrieb, daß Kapitain Merton in einem Duell geblieben sey, und sie in der traurigsten Lage zurückgelassen habe. „Mit meinen Leiden werde ich indessen nicht mehr lange zu ringen haben," fuhr sie fort, „Leiden, deren Quelle Unbesonnenheit und Thorheit ist, und mir darum unerträglich. Ich bin nunmehr überzeugt, daß nur die Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, die Bitterkeit des Mißgeschicks versüßt; denn ich fühle in mir, wie hart es ist, Uebel zu ertragen, welche wir uns durch unsre Schuld zugezogen haben. Möge mein

Schicksal den Leichtsinnigen und Unbesonnenen zur Warnung dienen, und sie lehren, die Pfade des Stolzes und der Eigenliebe zu fliehen, und denen der Klugheit und der Vernunft zu folgen, damit sie nicht, wie ich, in ein Meer von Uebeln versenkt werden.“

Durch Vermittelung des Lord Fitz-Herbert, versöhnte sich der Vater mit der unglücklichen Isabella; aber nur kurze Zeit genoß sie dieses wieder aufblühenden Glückes; denn schon nach einigen Wochen ihrer Ankunft bey ihrem Vater, starb sie in seinen Armen; ein schreckliches Beyspiel des bestraften Ungehorsams!

Adelaide lebte lange, ein Segen der Leidenden, ein Muster der Vortrefflichkeit. Der Himmel hatte sie in eine glänzende Lage versetzt; sie wußte sich nicht dankbarer für die von ihm empfangenen Wohlthaten zu bezeugen, als durch Unterstützung der Unglücklichen.

Adelaidens Tage schwanden im vollkommenen Frieden. Sorgsam hatte sie, in ihrer

Jugend, von Leidenschaften ihr Herz gereinigt. In spätern Jahren veredelte sie die Früchte ihrer gewissenhaften Pflicherfüllung: ein Gewissen ohne Reue, Achtung der Menschen, und die Gnade des Höchsten.

3.

Die beyden Schweſtern.

Louiſe und Fanny Clifford waren Schweſtern; ihr Aeußeres bot ſo viele Verſchiedenheit, als ihre Charactere. Louiſe war ſchön, Fanny einnehmend; die eine zog die Blicke des oberflächlichen Beobachters auf ſich; die andere gewann die Achtung derer, welche das wahre Verdienſt zu ſchätzen verſtanden. Fanny war ſanft wie eine Taube, heiteren Gemüths, großmüthig, menſchlich und mitleidig; ſie hatte kein Gedächtniß für Beleidigungen, und verzeihen war ihr angenehmer, als ſtrafen.

Louiſe war ganz das entgegengeſetzte von ihrer Schweſter; ſie hatte einen hochmüthigen, rachſüchtigen und unbarmherzigen Character,

hatte nur Achtung für ihre Schönheit, und vernachläſſigte die Bildung ihres Geiſtes.

Louiſe und Fanny waren arme Waiſen, welche ein Onkel aufgenommen hatte. Dieſer Verwandte war reich, aber von ſchwachem Character, wie alle Perſonen ohne Erziehung, die ſich, wie er, durch den Schein verführen laſſen. Herr Clifford faßte viele Vorliebe für Louiſen, erlaubte nie, daß man ihr in irgend etwas zuwider war, und befriedigte ihre überſpannteſten Wünſche. Die kleine Fanny hingegen, die gute Fanny, war von ihrem Onkel verachtet, und von den meiſten Bedienten vernachläſſigt.

Herr Clifford hatte ſeinen Nichten eine Miſtriß Wheton als Erzieherin gegeben. Sie verſicherte ihm, daß ſie Franzöſiſch ſprechen, zeichnen und alle weibliche Arbeiten machen könne, und dieſe Eigenſchaften ſchienen ihm hinlänglich für eine Erzieherin; er nahm ſie in ſein Haus auf.

Unter den vielen Fehlern Louiſens, war der vorzüglichſte, ihre Grauſamkeit gegen Thiere.

Sie fand ein Vergnügen daran, das unschuldigste Insect, das sanfteste Thier zu martern, wenn es sich nicht vertheidigen konnte.

Eines Tags, als Fanny bey ihrer Arbeit saß, war Louise beschäftigt, einen schönen Schmetterling zu verfolgen, der ins Zimmer geflogen war, und, um sich ihrer Verfolgung zu entziehen, auf ein Porcellaingeräthe gesetzt hatte, welches Louise nicht erreichen konnte. „Wenn ich dich erwische," schrie sie, „so sollst du büßen, daß du mir so viele Mühe machst." — „Von wem sprichst du?" fragte Fanny, von ihrer Arbeit aufblickend. — „Von diesem Schmetterlinge, der auf dem Kronleuchter sitzt." — „Das arme kleine Thier," sagte Fanny, „thu' ihm nichts zu Leide, liebe Schwester, ich bitte dich, und laß mich das Fenster öffnen, um es in Freyheit zu setzen." — „Ihm seine Freyheit geben!" schrie die grausame Louise wüthend: „es soll wohl noch für die Unruhe belohnt werden, die es angerichtet hat! Nein, ich will das Vergnügen haben, es seiner prächtigen Flügel zu berauben; es kann hernach sehn, wie es

fortfliegt.“ — „Mich schaudert, dich so sprechen zu hören,“ sagte Fanny ernsthaft, „setze dich einen Augenblick an den Platz dieses armen Schmetterlings, liebe Schwester; denke dir, daß jemand bereit sey, dir deine Glieder zu zerbrechen. Das arme Geschöpf hat vielleicht Vater und Mutter, welche sich über sein Schicksal beunruhigen; auf einem Aste jenes Baumes, am Fenster, sitzend, erwarten sie vielleicht seine Rückkehr in der größten Angst.“ — „Hast du deine schöne Rede geendigt, Schwester,“ erwiederte Louise: „wenn du Lust hast, fortzufahren, so rathe ich dir, den Gegenstand zu verändern, und seine Leichenrede herzusagen, denn ich habe den Unglücklichen zum Tode verdammt.“

Bey diesen Worten warf sie ihr Schnupftuch in die Höhe, um den Schmetterling von seinem Platze zu treiben, traf aber eine sehr schöne Vase von Chinesischem Porcellain, die ihr Onkel besonders schätzte; sie fiel herunter und zerbrach.

„O, liebe Louise,“ sagte die gutmüthige Fanny, „ich fürchte sehr, daß unser Onkel, ungeachtet seiner Zuneigung für dich, diese Unvorsichtigkeit bestrafen wird.“

— „Du bist die Thäterin,“ sagte Louise mit Frechheit ohne gleichen. — „Ich?“ erwiederte Fanny erstaunt. — „Ja, du, Miß.“ — „O, Louise! Louise! bedenke, was du sagst.“ — „Ich bedenke, daß es eine sehr unangenehme Sache ist, bestraft zu werden; und ich will lieber, daß die Strafe dich, als daß sie mich treffe.“

In diesem Augenblick trat Herr Clifford ins Zimmer.

„Betrachten Sie den Schaden,“ sagte die boshafte und falsche Louise, „welchen Fanny so eben angerichtet hat; sie hat Ihre Lieblings-Vase zerbrochen.“ — „Undankbare,“ rief Herr Clifford, „es ist keine Strafe hart genug für dich; geh mir aus den Augen, und laß dich vor Verlauf von drey Tagen nicht wieder vor mir sehen.“

Fanny fing an zu weinen; sie wollte Louisen aber nicht anklagen; ihrem Onkel eine demüthige Verbeugung machend, warf sie einen Blick des Unwillens auf ihre Schwester, und begab sich auf ihr Zimmer. Hier brachte sie ruhig den Tag zu, von dem Gefühle ihrer Unschuld gestärkt, während Louise von tausend schmerzhaften Empfindungen durchdrungen war. Umsonst suchte sie Ruhe und Vergnügen, obgleich umgeben von allen Genüssen des Reichthums.

Das sind die Folgen des Lasters; die Bemühungen, sein Glück zu gründen, zerstören es selbst. Fanny's Schlaf war ruhig, wie der Schlaf der Unschuld. Louise konnte der Ruhe erst mit dem Erwachen der Morgenröthe, das die ganze Natur belebt, genießen, und auch da störten sie die fürchterlichen Träume einer geschreckten Einbildungskraft.

Fanny erhob sich mit Tagesanbruch, ging in den das Haus umgebenden Park spazieren, und vergnügte sich, Blumen, noch von dem frischen Thaue naß, zu pflücken, und in Thom-

sons Werke: Ueber die Schönheit der Natur, zu lesen.

Fanny begab sich auf ihr Zimmer zurück, Körper und Geist gestärkt, und nach einem leichten Frühstücke, ging sie in das Arbeitszimmer, wo sie Mistriß Wheton fand.

„Sie sind also diesen Morgen ohne meine Erlaubniß spazieren gegangen, Miß Fanny?“ sagte sie. „Madame, ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich gefehlt habe.“ — „O, ich weiß, daß Sie ein kleines demüthiges und folgsames Geschöpf sind; wir wollen aber nun sehn, ob Sie diese Stelle gut ins Französische übersetzen.“

Fanny's Uebersetzung war richtig und gut; aber Mistriß Wheton fand eine Menge Fehler darin. „Ihre Uebersetzung ist ohne Eleganz; Ihre Phrasen sind schlecht gewählt; aber das macht nichts. Die Lebensart, wozu Sie verurtheilt sind, macht keine Vollkommenheiten nöthig, welche eine gebildete Frau auszeichnen.“

— „Verzeihung, Madame! sollte aber die Nichte des Herrn Clifford nicht hoffen dürfen,

in eine Lage versetzt zu werden, in welcher eine sorgfältige Erziehung nicht überflüssig ist." — „Sie schmeicheln sich mit nichtigen Hoffnungen, mein schönes Kind," sagte Mistriß Wheton, und verließ das Zimmer mit übermüthiger Miene.

Fanny, welche eine solche Begegnung von dieser Frau früher nicht erduldet hatte, war sehr erstaunt. „Sollte mein Onkel," sagte sie bey sich selbst, „Willens seyn, mich von sich zu stoßen? Wenn dies sein Vorhaben ist, so werde ich mich darum nicht der Verzweiflung überlassen. So lange ich mir nichts vorzuwerfen habe, fürchte ich nicht, daß es mir an Schutz fehlen wird."

Indem sie diese Worte sprach, sah sie aus dem Fenster, und bemerkte eine Frau, unter der Last der Jahre gekrümmt, sich dem Hause mit einem Kruge nähern, welchen sie kaum zu tragen vermochte. Das Fenster, woran sich Fanny befand, ging auf den Thorweg. Sie sah, wie die arme Frau anklopfte; ein Bedienter öffnete das Thor. Fanny machte das

Fenster auf, und hörte den Bedienten zur Armen mit harten Worten sagen: „Wir haben nichts für euch, Mutter; geht eures Wegs.“ — „Nur um einen Tropfen Milch, oder um ein Stück Brod, bitte ich,“ sagte sie zu ihm; „ich sterbe beynahe Hungers.“ — Ich wiederhole euch, daß hier nichts für euch ist.“ Mit diesen Worten schlug er das Thor zu.

Die arme Frau stieß einen tiefen Seufzer aus, hob die Augen gen Himmel, und entfernte sich.

Die mitleidige Fanny, durch das schöne Gefühl von Menschlichkeit getrieben, lief ihr nach, und erreichte sie bald. „Ihr scheint sehr ermüdet,“ sagte sie mit theilnehmender Stimme zu ihr. — Ach! liebe junge Dame, ich muß Ihnen wohl ermüdet vorkommen; ich habe diesen Morgen über eine Meile gemacht, ohne das Geringste zu genießen.“ — „Ruht einen Augenblick hier aus,“ sagte Fanny gütig zu ihr, indem sie ihr half, sich auf eine Rasenbank niederzulassen, „während ich Diggory, den Schaffner, aufsuchen will, um ihn zu bitten,

euch etwas zu Essen zu bringen.“ — „Gott segne Sie!“ rief die alte Frau, als Fanny sich eilig wegbegab.

Fanny flog zu dem alten Diggory, der ihr sehr ergeben war; und nachdem sie von ihm das Nöthige verlangt hatte, erhielt sie von ihm einen Korb mit Braten und einen Krug voll Milch. „Gott segne Ihr mitleidiges Herz,“ sagte der alte Diggory; „Sie haben ein so großmüthiges und menschenfreundliches Gemüth, als Ihre selige Mutter.“

Diggory war lange in Diensten der Eltern Fanny's gewesen, und ihren Kindern sehr ergeben. Er war der einzige unter den Leuten des Herrn Clifford, der Fanny schätzte und liebte; die andern Bedienten schmeichelten Louisen, aus bloßem Eigennutze, weil sie der Liebling ihres Herrn war.

Fanny kam zur alten Frau zurück, mit einem vor Freude und Wohlthätigkeit glänzendem Gesichte. Nachdem die Alte von dem Mitgebrachten etwas genossen hatte, half sie

ihr auf, und führte sie nach ihrer Hütte zurück, indem sie die übrige Speise trug.

Die Hütte der alten Jenkins lag in einem kleinen Gehölze, eine halbe Meile von Clifford; um dahin zu gelangen, mußte sie eine Strecke lang über die Heerstraße gehen. Die Frau Jenkins stützte sich auf Fanny, welche den Krug und die Speise trug.

So fortwandelnd, waren sie genöthigt, stehn zu bleiben, um einen Wagen vorbeyzulassen, in welchem sich eine Dame und ein Herr befand. Fanny blickte zur Erde, nicht aus einem Gefühl von Schaam, sondern aus Bescheidenheit; sie wurde nichts desto weniger von der Dame im Wagen bemerkt. Als sie in der Hütte der Frau Jenkins angekommen war, bat die Alte sie, auszuruhen; aber Fanny eilte fort, Strafe befürchtend, wenn Mistriß Wheton ihre Abwesenheit bemerkte. Sie gab der armen Frau noch alles Geld, was sie bey sich hatte, empfahl ihr, sich zu pflegen, und versprach, den andern Morgen wieder zu kommen.

Fanny kam zurück, ohne daß Mistriß Wheton, welche sich wenig um ihre Eleven bekümmerte, ihre Abwesenheit bemerkt hatte. Den folgenden Morgen begab sich unsre Freundin wieder zur Frau Jenkins. „So arm ich jetzt bin," sagte die Alte zu ihr, „so war doch eine Zeit, wo ich glücklicher war. Mein Mann war Pächter; er hatte ein Einkommen von ungefähr zwanzig Pfund Sterling; diese Summe war gering, reichte aber zu unsern Bedürfnissen hin. Ach! er starb vor etwa zehn Jahren, ohne ein Testament zu machen. Sein Bruder, ein Taugenichts, forderte sein Gut, und ich gerieth in die größte Armuth. Damals war ich aber gesund; ich ließ mich in dieser Hütte nieder, und suchte von meiner Hände Arbeit zu leben. Es gelang mir, die beyden letzten Jahre ausgenommen, wo ein Rheumatismus mich befiel, der mich meiner Kräfte gänzlich beraubte." Die arme Frau fing bey diesen Worten an zu weinen.

„Fasset Muth," sagte die gerührte Fanny; „ich hoffe, daß ihr bald wieder hergestellt seyn

werdet. Unterdessen will ich euch das Geld geben, das ich in meinem Beutel habe, damit ihr bis dahin leben könnt.“

Fanny begab sich jetzt hinweg. Auf der Heerstraße wurde sie wieder den nämlichen Wagen gewahr, der ihr den Tag vorher begegnet war. Nachdem er das Drehkreuz am Baumgarten des Herrn Clifford passirt hatte, verlor sie ihn aus den Augen.

Sie fand das Haus in der größten Unordnung. Herr Clifford hatte in aller Frühe die Unbesonnenheit gehabt, Mistriß Wheton zu heyrathen. Louise, welche an solche Widerwärtigkeiten nicht gewöhnt war, hatte nicht so bald diese Nachricht vernommen, als sie sich krank fühlte, und aus einer Ohnmacht nur erwachte, um einen fürchterlichen Lärm anzufangen.

Sobald Fanny von dem Uebelbefinden ihrer Schwester unterrichtet war, begab sie sich zu ihr, um sie so gut als möglich zu trösten. Aber Louise war taub für die Stimme der Vernunft, und wollte nicht getröstet seyn. Fanny wagte

nicht vor ihrem Onkel zu erscheinen, weil die drey Straftage, für ihren vermeintlichen Fehler, noch nicht verstrichen waren.

Seit diesem Augenblicke wurde Fanny's Lage immer unangenehmer. Mistriß Clifford beherrschte ihren Mann, und behandelte ihn mit der größten Härte. Er wagte kaum, seinen Nichten, welchen er, nach dem Tode ihrer Eltern, Vater zu seyn versprochen hatte, die geringste Aufmerksamkeit zu bezeugen. Louise hatte damals ihr siebenzehntes, und Fanny ihr sechszehntes Jahr erreicht; die eine war stolzer, grausamer, herrschsüchtiger, wie jemals; die andere immer so sanft, so gut, so großmüthig, wie sonst.

Louise heyrathete ohne die Zustimmung ihres Onkels. Ihr Gatte, bald bemerkend, daß er eine junge Frau ohne Vermögen habe, und nicht die reiche Erbin des Herrn Clifford, behandelte sie auf eine Art, daß sie nach einigen Monaten starb.

Unsere vortreffliche Fanny war überzeugt, daß keine Lage demüthigender seyn könne, als

die, worin sie sich in dem Hause ihres Onkels befand; sie bot also der Gräfin von Weldone, welche eine Gesellschafterin suchte, ihre Dienste an. Als sie in ihr Zimmer trat, erkannte sie die Gräfin sogleich für die nämliche Dame, welche sie in dem Wagen gesehen hatte, als sie beschäftigt war, die alte Jenkins nach ihrer Hütte zu führen.

Auch die Gräfin erinnerte sich sogleich, Fanny gesehn zu haben. Sie hatte seitdem von Frau Jenkins, die wieder ganz hergestellt war, Fanny's edles Benehmen erfahren, und war so zufrieden damit, daß sie sie an Kindesstatt annahm.

Nun war Fanny im Besitze aller Mittel, den edlen Neigungen ihres Herzens zu folgen: die Güte der Gräfin setzte sie in Stand, die Armuth zu unterstützen und die Industrie zu belohnen.

Nach einigen Jahren wurde Fanny die Gattin eines sehr achtungswerthen Edelmanns, und die Mutter einer zahlreichen Familie, die gleich ihr, sich die Liebe und Achtung aller Gutgesinnten erwarb.

4.

Marie und Caroline.

In der Nachbarschaft von Westminster lebten zwey angesehene Familien, beynahe von gleichem Vermögen, aber von durchaus verschiedenem Character. Herr und Mistriß Bodvard waren tugendhaft, mildthätig und weise sparsam. Sie hatten nur eine Tochter, welche sie zu einer vortrefflichen Hausfrau erzogen.

„Unsere Tochter," sagte Mistriß Bodvard, „wird kein großes Vermögen erhalten; wir wollen ihr lieber eine nützliche, als eine glänzende Erziehung geben; besser gute Sitten, als Geschmack an Moden und unnützen Dingen; sie gewöhne sich von Jugend auf an Beschäfti-

gungen, welche ihr in reifern Jahren von Gewinn sind.“

Marie Vodvard lernte daher sehr frühe die Nadelarbeiten; und im Alter von zwölf Jahren war sie ein Muster von Fleiß, Sittsamkeit und Verstand.

Herr und Mistriß Delville, Nachbaren von Herrn Vodvard, hatten auch eine Tochter, aber unglücklicher Weise für sie, hatte ihre Mutter einen leichtsinnigen und eigensinnigen Character. Am Tage der Geburt ihres Kindes zeigte sie ihre Thorheit bey der Wahl des Taufnamens desselben. „Mein Kind,“ sagte sie, soll keinen gemeinen Namen erhalten; ich will keine Elisabeth, Sara, Marie; Caroline Mathilde ist viel eleganter, und diese Namen soll sie erhalten.“

Ihr Mann, für den die Wünsche der Mistriß Delville Befehle waren, willigte sogleich in ihr Begehren; das Kind erhielt also in der Taufe die Namen Caroline Mathilde.

Da sie die einzige Tochter war, und bey zunehmendem Alter sehr schön wurde, so ließ

man ihr allen Willen; und sie gewöhnte sich an Unthätigkeit und Faulheit. Caroline war nicht ohne Geist, und besaß selbst eine Urtheilskraft, die unter der Leitung einer guten Erzieherin Reife versprach. Aber, ach! ihre Mutter war, von allen Weibern, am wenigsten geschickt, die Erziehung ihrer Tochter zu besorgen. „Die Schönheit unseres Kindes," sagte sie eines Tags zu Herrn Delville, „wird sein Glück machen, und sie hat nicht nöthig, die Augen an den Büchern und an der Arbeit zu verderben. Indessen darf man seinen Neigungen nicht entgegen seyn; es mag lesen oder arbeiten, wenn es ihm beliebt; aber Tanz und Musik sind die einzig nöthigen Erziehungsstücke für ein Kind, das mit so schöner Gestalt begabt ist, wie die seinige.

Alle Launen Carolinens wurden demnach befriedigt. Bald wollte sie nähen, bald Musik treiben, bald tanzen; so ging es mit allem, nach der Reihe. Auf diese Art erwarb sie sich von vielen Dingen eine oberflächliche Kenntniß, ohne etwas gründlich zu verstehen. Sie spielte

einige Stücke auf ihrem Fortepiano, ohne Geſchmack, ohne Talent, ohne Ausführung; ſprach ungeſchickt einige Phraſen ſchlechtes Franzöſiſch, obgleich ihre Mutter jedermann verſicherte, ſie ſpreche wie eine geborne Pariſerin.

Zuweilen zeichnete ſie Landſchaften; aber die Gegenſtände waren ſo ſchlecht ausgeführt, ſo bizarr gruppirt, daß man, um ſie zu unterſcheiden, unter jeden hätte ſchreiben müſſen: eine Kuh, ein Pferd, ein Menſch. Ihre Eltern waren demungeachtet ſo verblendet über ſie, daß ſie ſie als ein Muſter der Vollkommenheit anſahen: da ſie ſelbſt ſchlecht erzogen waren, ſo entdeckten ſie auch keinen Fehler an ihrer Tochter.

Marie Vodvard beſuchte zuweilen Caroline, und Caroline erwiederte dieſe Beſuche bis in ihr vierzehntes Jahr, wo das unzeitige Lob der Bekannten ihrer Mutter, und die ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit der Männer, ihr den Kopf verdrehten.

Die eitle Caroline vernachläſſigte die verſtändige Marie, und behandelte ſie mit einer Zu-

rückhaltung, einer Kälte, die schwerlich eine Fremde von ihr zu erwarten gehabt hätte.

Marie sah mit Bedauern die Fortschritte, welche Caroline in Lächerlichkeit und Thorheit machte; sie befürchtete, sie am Ende auf den Pfad des Lasters gerathen zu sehen. Ihre Mutter versagte ihren Wünschen nichts, und erlaubte ihr Vergnügungen, welche keineswegs der Jugend zukommen, und nur zu oft Feindinnen der Tugend sind.

Um diese Zeit traf es sich, daß Miß Bodvard und Miß Delville in einem Hause ihrer Bekanntschaft in Gesellschaft waren; auch ihre Mütter befanden sich dabey. Nach dem Thee bat Mistriß Delville, welche nicht erwarten konnte, die eingebildeten Vollkommenheiten ihrer Tochter zu zeigen, diese, auf dem Fortepiano zu spielen, und eine Französische Arie zu singen.

Caroline weigerte sich nicht: sie sang schlecht und spielte noch schlechter; aber es gehörte zum guten Ton, alles zu bewundern, was die schöne Caroline sagte oder that; die Bewunderung der ganzen Gesellschaft wurde ihr daher zu

Theil. Miß Delville, eitel und hochmüthig durch dieſe übertriebenen Lobſprüche, warf ſich nachläſſig auf einen Sopha, und ihre triumphirenden Blicke fielen auf jeden einzelnen der Geſellſchaft.

Marie wurde nun auch eingeladen, zu ſingen; aber aus Beſcheidenheit, und aus zu großem Mistrauen in ihre Kräfte, weigerte ſie ſich, bis ihre Mutter ſagte: „Nun, liebes Kind, erfülle immer die Bitte deiner Freundinnen.“ Sie ſang nun eine Romanze, mit einer Stimme, die allgemeinen Beyfall erhielt. Die Bewunderung, welche ihre melodiſchen Töne erhielten, gränzten an Enthuſiasmus.

Marie nahm die Complimente der Geſellſchaft mit ihrer gewöhnlichen Beſcheidenheit auf; ſie empfand darüber keine ſtürmiſche Freude, und hütete ſich wohl, ſie über ihren Werth zu ſchätzen.

Caroline konnte das der einfachen Marie ertheilte Lob nicht ohne Eiferſucht hören; und Marie hatte noch, bevor ſie die Geſellſchaft verließ, den Schmerz, ſich leiſe von Carolinen

lächerlich gemacht zu sehen, von Carolinen, welche sie von Kindheit an geliebt hatte.

Alle junge Frauenzimmer, welche nicht Vernunft und Klugheit zum Leitstern nehmen, gerathen auf Irrwege. Caroline knüpfte eine vertraute Verbindung mit einer Frau von leichtsinnigem und gefährlichem Character an; diese führte sie in die sogenannten eleganten Gesellschaften ein, und sehr bald fiel Caroline auf alle mögliche Thorheiten.

Ihre arme Mutter war nun genöthigt, zu einer Menge Kunstgriffe ihre Zuflucht zu nehmen, um die Ungereimtheiten einer Tochter, welche sie so schlecht erzogen hatte, zu befriedigen. Herrn Delville's Geschäfte geriethen in Unordnung; und in einigen Monaten, nachdem Caroline in die große Welt eingeführt war, machte er Banquerout. Diese unglückliche Familie zog sich nun von Westminster in einen dunkeln Winkel von London zurück, wo sie in Noth und Armuth lebte. Zu spät ihren begangenen Fehler in der Erziehung ihrer Tochter gewahr werdend, eilte die unglückliche Mistriß

Delville mit schnellen Schritten dem Grabe zu, während ihr Gatte ihren Jammer noch durch unaufhörliche Vorwürfe vermehrte.

Caroline war nicht ohne Gefühl, aber sie hatte weder Muth noch Religion; sie litt, hatte aber nicht gelernt, ihre Leiden mit Ergebung in den göttlichen Willen zu tragen. Das Grab allein schien ihr einen Zufluchtsort gegen ihr Unglück darzubieten, und der Selbstmord — der schreckliche Selbstmord — ein Mittel, den gewünschten Hafen zu erreichen ... Die arme Caroline! in welche Irrthümer war sie durch die strafbare Nachsicht ihrer Eltern gefallen! Eines Morgens verließ sie mit dem Anbruche des Tages die elende Hütte, wohin ihre Familie sich zurückgezogen hatte, um sich nach dem Kanal zu begeben, der sich mitten durch den Park schlängelt. Einen Augenblick sann sie über das schreckliche Verbrechen nach, das sie im Begriffe war, zu begehen; ganz in diese verderbliche Betrachtungen versunken, fühlte sie sich sanft von hinten zurückgezogen. Sie blickte um sich, und sah Marie Bodvard, ihre Augen von

Thränen naß, welche das zärtlichste Mitleiden fließen machte.

„Meine liebe Caroline,“ sagte sie zu ihr, „der Himmel hat mich hierher geführt, um dich von einem schrecklichen Unglück zu erretten. Laß uns diesen verderblichen Ort verlassen, und Gott in diesem Tempel unsern heissen Dank darbringen, daß du nicht das abscheuliche Verbrechen des Selbstmordes an dir verübt hast.“

Die zitternde Caroline ließ sich nach der Westminster-Abtey führen. Nachdem sie die Barmherzigkeit des höchsten Richters erfleht hatte, begleitete sie ihre wohlwollende Freundin nach ihrer Wohnung, wo Mariens Eltern sie auf das gütigste empfingen, und sie mit der herzlichsten und freundlichsten Gastfreundschaft behandelten.

Durch die Vermittlung des Herrn Bodvard, konnte Herr Delville bald wieder seine ehemalige Wohnung beziehen; und Caroline wurde aus einer leichtsinnigen und eitlen Gefallsüchtigen, eine bescheidene, verständige, arbeitsame Jungfrau, aber eine düstre Schwer-

muth verließ sie nicht. Kein Lächeln erheiterte ihr Gesicht; keine frohe, heitere Rede kam über ihre Lippen; der Gedanke an das schreckliche Verbrechen, das sie im Begriffe war, zu begehen, lag ihr immer schwer auf dem Herzen, und trübte ihre Tage.

Marie Vodvard hingegen lebte arbeitsam, wohlthätig, fromm, wie immer. Sie gedachte mit Freuden der Vergangenheit, und blickte voll Vertrauen in die Zukunft.

Es bestand zwischen Marien und Carolinen eine zärtliche Freundschaft, welche nur mit ihrem Leben aufhörte. Oft klagte Caroline ihrer Freundin die Folgen der falschen Erziehung, die sie erhalten hatte. „Das eine Gute kann jedoch daraus hervorgehn," sagte sie: „die Eltern werden aus meiner Geschichte lernen, ihren Kindern eine sittliche, anstatt eine eitle, Erziehung zu geben; die Kinder, ihre eigensinnigen Wünsche zu bezähmen, und ihre Zeit, — die, einmal verloren, unwiederbringlich ist — auf eine nützliche Art anzuwenden."

II.

Das Leben und die Begebenheiten einer Mücke, von ihr selbst beschrieben.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Es mag dir wohl sonderbar vorkommen, lieber kleiner Leser, daß eine Mücke schreiben, lesen, und die sie umgebenden Personen soll verstehen können; leg' aber darum ein Buch nicht bey Seite, das in der Absicht geschrieben ist, dir zu gefallen, und dich zu unterrichten.

Wenn das, was ich dir erzählen will, dich unterhält, so liegt ja wenig daran, zu wissen,

wie und wo ich schreiben gelernt habe. Es ist möglich, daß ich eine Fee zur Freundin habe, welche mich mit dieser Kenntniß begabte, indem sie mich mit ihrem magischen Stabe berührte; und überdem, warum sollte es nicht eine gelehrte Mücke geben, so gut wie ein gelehrtes Pferd, eine gelehrte Katze, und ein gelehrtes Schwein?

Das Lebenslicht erblickte ich, so viel ich mich erinnere, in der Bude eines reichen Gewürzkrämers in Westminster. Hier, umgeben von Rosinen, Feigen, Honig, Pflaumen von Tours, und sonstigen Leckerbissen aller Art, überließ ich mich ohne Rückhalt ihrem Genusse, in der albernen Meinung, daß ich, blos zum Vergnügen geboren, gar nicht nöthig hätte, mir Zwang anzuthun, und in aller Sicherheit diejenigen meines Gleichen mit Verachtung ansehn könnte, welche, bey dem Reichthum an Köstlichkeiten, wie die beschriebenen, für eine unzählbare Menge Wesen meiner Art, zu einer schlechten Nahrung in den Häusern der Handwerksleute verdammt waren, wo sie nichts fanden, das den Geschmack hätte reizen können.

Ich war aber nicht lange im Schooße des Ueberflusses, als ich bemerkte, daß jene Reichthümer, anstatt mich vor Unglück zu bewahren, die Strafe meiner lasterhaften Neigungen werden sollten.

So geschah es eines Morgens, daß ich mich auf ein Pfund Honig, welchen der Krämer so eben für einen seiner Kunden abwog, setzte, und mit so vieler Heißgier meinen Appetit befriedigte, daß ich leider zu spät bemerkte, daß ich in dem Honigtopfe gefangen sey, den der Krämer mit einem Bogen Löschpapier bedeckte, und mit einem Bindfaden zuband.

Ich erkannte nun zum erstenmale, daß ich mitten im Ueberflusse den Widerwärtigkeiten des Lebens und den Veränderungen des Glücks unterworfen sey, gleich der elendesten der Fliegen, deren trauriges Geschick ich noch vor wenigen Stunden zu bedauern schien.

Ich seufzte über die Gefahr, in welche mich meine Unbesonnenheit und mein Heißhunger gestürzt hatten; mein Seufzen war aber umsonst, denn es fand sich keine Möglichkeit, aus

dem Gefäße zu entkommen, worin ich gefangen war, und ich blieb einen großen Theil des Tags darin.

Es ist hier der Ort, — denn es bietet sich mir wohl schwerlich eine bessere Veranlassung dar — der Einfalt jener Kinder zu gedenken, welche es für ein großes Glück halten, im Besitze eines Topfes mit Rosinen oder Feigen zu seyn, oder die Freyheit zu haben, jeden Augenblick eine Schublade voll Candiszucker zu öffnen. Mögen diese Kinder mir auf's Wort, das heißt, auf das Wort und die Aufrichtigkeit einer Mücke, glauben: diejenigen nur haben einen wahren Genuß von solchen Leckerbissen, welche sehr bescheiden darin sind; ich spreche aus verderblicher Erfahrung: war doch der Honigtopf lange genug zu meiner Disposition!

Gegen Abend bemerkte ich jedoch, daß ich aus meiner betäubenden Lage gezogen werden würde, ich wußte aber nicht, ob zu meinem gänzlichen Verderben, oder zu meiner Errettung, obgleich die Erstickung, welcher ich jeden Augenblick ausgesetzt war, mich keinen schlimmern Zustand denken ließ.

Zu meiner wahren Freude vernahm ich daher, daß jemand das Papier, das mich gefangen hielt, abmachte; sie war aber von kurzer Dauer, diese Freude; denn als ich davon fliegen wollte, waren mir Flügel und Füße von einer klebrigen Masse so umgeben, daß ich weder gehen noch fliegen konnte. Ein Knabe, der nicht darauf Acht gab, was er that, wie so viele andere, nahm mich in einem Löffel heraus, und einen Augenblick hernach befand ich mich in einer Tasse Milch; ich schrie aus allen Kräften, aber die Stimme einer Mücke wird selten gehört. Es war ein glücklicher Umstand für den Leser dieses Werkes, daß James Legens mich nicht verschluckte; ja, lieber Leser, der Zufall führte mich zu einem würdigen Kleinen, dessen Character, als ein Muster zur Nachahmung, geschildert zu werden verdient.

Zu meinem Glücke bemerkte er, als ich in dem Löffel, und im Begriff war, umzukommen, daß ich für Leben und Freyheit zappelte, nahm sogleich seine Reißfeder, und befreyete mich, aus einem Antriebe von Großmuth und Mitleiden,

die ich nie vergessen werde, aus meinem nassen Grabe.

Großmüthiges Kind! welche freundliche Dienstfertigkeit hast du mir erwiesen: mögst du nie eines helfenden Freundes entbehren, wenn jemals die Vorsehung deine Tage trübt!

„Arme Mücke!“ rief James, nachdem er mich befreyet hatte: „die Unglückliche hat vielleicht einen Vater oder eine Mutter, einen Bruder oder eine Schwester, welche in der gröfsten Betrübniß gewesen wären, wenn sie nicht zu ihnen zurückgekehrt wäre. Ist es nicht möglich, daß sie einen kranken Verwandten oder Freund erquicken wollte, und sich darum auf den Honig setzte, um etwas davon mit sich fortbringen zu können? Dies kommt mir sehr wahrscheinlich vor; und es ist mir so lieb, daß ich sie gerettet habe, als wenn mir einer eine Krone geschenkt hätte.“

Ich erfuhr nachher, daß der Honig, auf welchem ich fortgebracht worden, für James bestimmt war, als Belohnung für irgend etwas Lobenswürdiges, das er vollbracht, und da er

einen Augenblick nach meiner Befreyung von diesem Honig auf sein Brod strich, so rief ich so laut als eine Mücke von meiner Größe vermochte: „wohl bekomme dir's! treffliches Kind.“ Ich bemerke hier im Vorbeygehn, daß James wohlwollende Voraussetzung: als wenn ich beym Vollbringen einer guten Handlung unglücklich gewesen, das heißt, in den Honigtopf gefallen sey, mich erröthen machte, indem nichts entfernter von der Wahrheit war, als diese Voraussetzung, weil blos mein Heißhunger mich in diese schreckliche Lage gebracht hatte. Von diesem Augenblick an, entschloß ich mich, meinen Fehler abzulegen, und man weiß, daß ein fester Entschluß so gut als ein halber Sieg ist. Ich hoffe daher, der Leser wird mir keine große Fehler vorzuwerfen haben, und mich höchstens von nun an auf leichten Sünden ertappen.

Ich lebte eine Zeitlang ziemlich angenehm in diesem Hause; eines Tags jedoch, als ich in die Gesindestube geflogen war, fand ich die Kammerfrau in einem Buche lesend, anstatt zu arbeiten. Ich wollte sie von ihrem Unrecht überführen, setzte

mich daher auf ihre Nase, und machte daselbst ein solches Gesumse, und kitzelte sie dergestalt, daß sie endlich die Hand auf mich legte, und mich zu bestrafen drohte. Mein Leben war nie in größerer Gefahr gewesen, ich verließ mich aber auf die Vorsehung, und diese Kammerfrau wurde bald von der Begierde, sich zu rächen, durch die Stimme ihrer Herrschaft abgehalten, welche sich auf der Treppe hören ließ. Sogleich warf sie mich auf die eine, und ihr Buch auf die andere Seite, und eh' ihre Herrschaft eintreten konnte, arbeitete Betty wie eine Fee.

Obgleich ich glücklich genug war, einer jener Gefahren zu entrinnen, welchen unser Geschlecht unaufhörlich ausgesetzt ist, so hielt ich es doch der Klugheit angemessen, einen Ort zu verlassen, wo ich eine Feindin hatte, und benutzte eine Gelegenheit, die sich darbot, um mich auf den Hut eines Herrn zu setzen, der in die Bude kam, um etwas zu kaufen; und auf mein Geschick vertrauend, war ich entschlossen, mich mit ihm in sein Haus zu begeben, wo es auch seyn möchte.

Zweytes Kapitel.

Die Mücke wird in die Familie des Sir Karl Pride eingeführt; merkwürdige Schilderung seines Sohnes Karl.

Nach einem Wege von etwa einer Viertelstunde, befand ich mich in der Wohnung eines reichen Privatmannes: dieser Umstand machte mich aber gar nicht eitel, und flößte mir kein besonderes Vergnügen ein; denn ich hatte lange genug gelebt, um zu wissen, daß Güte nicht immer das Erbtheil der Reichen und Mächtigen ist.

Einige Minuten nach unsrer Ankunft, wurde der Hut, auf dem ich mich befand, an einen Haken, in einer ziemlichen Höhe, gehängt, von wo aus ich leicht alles, was vorging, übersehen konnte.

Mein neuer Wirth war ein Cavalier, und seine Familie bestand aus einem Sohne und einer Tochter, welche beyde in einer Pension waren; seine Gattin hatte er verloren. Sir Pride war in Dingen freygebig gegen seine beyden Kinder, mit welchen er die Armen seines Viertels hätte unterstützen können. Der Sohn dieses Edelmanns war, was man sagt, ein ver-

dorbenes Kind; es beſaß nicht eine einzige achtungswerthe Eigenſchaft; hochmüthig und voll Eitelkeit — was bey der Art ſeiner Erziehung nicht auffallen kann — verachtete er jede Art wiſſenſchaftlicher Bildung; blos tanzen wollte er lernen. Aber der Tanz, zwar eine angenehme Zugabe zu allen Vollkommenheiten, welche einen jungen Mann oder ein junges Frauenzimmer ſchmücken ſoll, iſt eine ſchwache Zierde für einen einzigen Sohn, der kaum ein Kapitel der Bibel leſen konnte.

Unter den mannichfaltigen Fehlern, welche den kleinen Karl auszeichneten, bemerkte ich, daß er ein beſonderes Vergnügen daran fand, kleine Hunde, die ihm nichts zu Leide thaten, zu ſchlagen, und den Katzen, ſo oft er welche erwiſchen konnte, mit einer Scheere die Ohren abzuſchneiden, obgleich einſt hart beſtraft für letztern grauſamen Muthwillen, von der Mutter eines Jungen dieſer Thiere, an welchem er ſeine Barbarey ausüben wollte. Dieſes wüthende Thier, das er entfernt genug glaubte, um das Geſchrey ihres Säuglings nicht hören zu können,

warf sich auf ihn, zerkratzte ihm das Gesicht, und drückte seine Krallen so tief in seinen Hals, daß es ohne die zufällige Hülfe eines Bedienten um den kleinen Taugenichts geschehen gewesen wäre. Seit diesem Augenblicke nahm sich Karl immer vor den Katzen in Acht, und that ihnen nichts zu leide.

Der Leser kann wohl denken, daß ich nicht die geringste Gemeinschaft mit einem so bösartigen Kinde, wie Karl Pride war, haben wollte, ich hatte, im Gegentheil, die ganze Zeit meines Aufenthaltes in dem Hause seines Vaters, keine andere Sorge, als mich von ihm entfernt zu halten.

Damit es scheinen sollte, als wenn Karl die Erziehung eines Edelmanns erhielte, hatte sein Vater Lehrer aller Art angenommen, die ins Haus kamen, um ihm Unterricht zu geben. Sir Pride wollte nicht, daß sein Sohn in einer Schule mit den Söhnen der Kaufleute und Fabrikanten vermengt würde. Ich will dich nun, lieber Leser, mit den Fortschritten

bekannt machen, welche Karl in Einer Woche in der Lateiniſchen Sprache machte.

Eines Montags kam der Lehrer um Eilf Uhr Vormittags, d. h. zu der ihm beſtimmten Stunde. Karl, der ſich Sonntags ſehr ſpät zu Bette gelegt hatte, war noch nicht aufgeſtanden; der Lehrer wurde gebeten, wieder zu kommen. Er kam wirklich zum zweytenmal, aber Karl frühſtückte eben, und konnte ihn nicht ſprechen. Nach Tiſche kam er zum drittenmale, aber Karl war auf ſeiner Schaukel; und im Augenblicke, als der Lehrer anklopfte, befahl Karl, der vermuthete, daß er es ſey, dem Bedienten, ihm zu ſagen, daß er ausgegangen ſey, und ihn zu bitten, den andern Tag wieder zu kommen. So verging der Montag.

Dienſtags war Karl, als ſein Lehrer ankam, damit beſchäftigt, Fliegen zu fangen; es gelang aber, ihn dieſe Beſchäftigung, welche ihm vieles Vergnügen gewährte, verlaſſen zu machen, und Herr Sermo wurde bey ihm eingeführt. Als ſein Lehrer ins Zimmer trat, betrachtete ihn Karl auf eine ſehr unverſchämte

Weise vom Kopf bis zu den Füßen, sah ihm dann ins Gesicht, und fing an zu lachen. So tadelhaft auch diese Aufführung war, so war doch Herr Sermo gütig genug, sie dem lebhaften Character seines Eleven zuzuschreiben; er kannte den Taugenichts nicht so lange, als ich.

Sie nahmen Stühle, und nach einer kurzen Unterhaltung, worin der Lehrer seinen Eleven zum Fleiß aufforderte, begann die Lection mit diesen Worten: „ein Substantiv ist der Name einer Sache.“ Karl, der mehr zum Lachen, als zum Lernen aufgelegt war, wiederholte diese Phrase mehreremale. Hierauf fragte er in einem unverschämten Tone: „Wie, mein Herr, ist eine Perücke ein Substantiv?“ Der rechtschaffene Herr Sermo, obgleich unwillig über die Frechheit seines Eleven, ließ sie doch ungeahndet, in der Hoffnung, daß er sich bessern würde; aber im Augenblicke, als er ihn bat, auf seine Lection aufmerksam zu seyn, meldete ein Bedienter den Tanzmeister. „Gut, gut,“ sagte Karl: „er soll herauf kommen; ich muß Herrn Rigodon fragen, ob er weiß, was

761804 A

ein Substantiv ist.“ Als der Tanzmeister eingetreten war, stand Karl auf, und sagte zu Herrn Sermo: er sey der Meynung, die Lection im Lateinischen auf den andern Tag zu verschieben; „dann will ich mich,“ fügte er hinzu, „blindlings auf das Substantiv werfen.“ Herr Sermo ging, und so verstrich der Dienstag.

Als Herr Sermo am folgenden Morgen sich einstellte, sagte man ihm, Karl erwarte Gesellschaft, und da sie, allem Anschein nach, sich nicht so bald wieder wegbegeben würde, so sey wohl für heute nicht an das Lateinische zu denken. So verging der Mittwoch.

Die Hälfte der Woche war demnach verstrichen, ohne daß eine Lection zu Stande gekommen war. Demungeachtet stellte sich Herr Sermo Donnerstags wieder ein, und sie nahmen abermals Stühle, und setzten sich an einen Tisch. Karl begann von neuem die unglückliche Lection: „ein Substantiv ist der Name einer Sache.“ Es schien jedoch, als wenn es diesmal besser gehn und Karl nach wenigen Minuten weiser, als vorher, seyn würde; doch

bald wurde die Geduld des guten Lehrers auf neue Proben gesetzt. Sir Pride hatte seinem Sohne versprochen, ihm heute etwas Merkwürdiges zu zeigen; was es war, konnte ich nie erfahren. Kaum hatte Karl angefangen, den Unterricht des Herrn Sermo etwas verständiger anzuhören, als er sich besann, keine seidenen Strümpfe angezogen zu haben.

„Nichts kann mich davon abhalten, es zu thun, Herr Sermo," sagte er zu seinem Lehrer, „das hält mich aber nicht lange auf; in drey Minuten bin ich wieder bey Ihnen." Herr Sermo wartete eine ganze Stunde auf die Zurückkunft seines Schülers, er hätte aber bis zum Abend warten können, wenn er nicht endlich die Schelle gezogen hätte, worauf ein Bedienter erschien, der ihn benachrichtigte, daß Karl mit seinem Vater ausgegangen sey. Herr Sermo begab sich weg, und so verging der Donnerstag.

Der Freytag kam, und mit ihm Herr Sermo. Karl machte ihm einige leichte Entschuldigungen, daß er ihn am verflossenen Tage allein gelassen habe, ohne ihn zu benachrichti-

gen, und endigte damit, daß er sagte: „Mein Herr! mein Vater glaubt, daß die Arbeit mir sehr nachtheilig seyn könne, weil ich heute heftige Kopfschmerzen habe; er hat mir daher erlaubt, mich mit Figuren-Ausschneiden zu vergnügen. Warten Sie einen Augenblick, ich will Ihnen welche zeigen. Können Sie gut ausschneiden, mein Herr?“ Der Lehrer lachte über seine Einfalt; da er aber sah, daß es vergeblich seyn würde, seinen Neigungen entgegen zu seyn, so ging er. Das war die Arbeit des Freytags.

Als Herr Sermo den andern Tag kam, fand er die Bedienten beschäftigt, das Haus zu reinigen, und da er nicht ins Zimmer konnte, weil es mit Wassereimern und Besen angefüllt war, so verlangte er Karl'n zu sprechen. Man sagte ihm, daß er der Meynung sey, da am Samstage in den Londoner Klassen der halbe Tag frey gegeben würde, Herr Sermo möge seine Lection auf den Montag verlegen.

Da Herr Sermo sah, daß der kleine Karl ihm wenig Ehre als Schüler machen würde,

so wollte er sich nicht mit seinem Unterrichte befassen, und beurlaubte sich von seinem Vater. Dieses Benehmen bewies, daß er ein rechtschaffener Mann war, und unfähig, Geld zu nehmen, das er nicht verdiente.

Da er mir sehr achtungswerth vorkam, so begab ich mich mit ihm weg, und verließ, auf seinem Hute sitzend, der, wie ich wußte, den Kopf eines Weisen bedeckte, sehr mißvergnügt das Pride'sche Haus.

Drittes Kapitel.

Character der Personen der untern Klassen der Gesellschaft.

Herr Sermo begab sich in seine Wohnung. Als ich daselbst angekommen war, und keine Kinder sah, überlegte ich, daß ich wenig Gelegenheit haben würde, merkwürdige Bemerkungen zu machen, und da ich nicht Willens war, ein unnützes Leben zu führen, so setzte ich mich auf die Schulter einer Frau, welche an diesem Tage einige Verrichtungen im Hause gehabt hatte, und wurde auf diese Art in die Bude

eines Krämers getragen, wo ich beſchloß, da ich die Stimme mehrerer Kinder hörte, meinen Aufenthalt zu nehmen. Ich flog alſo in ein Hinterzimmer, ſetzte mich auf ein Kaminge-ſimſe, und beobachtete von dieſem Standpunkte aus die Charactere der Kinder, woraus die Familie beſtand, das heißt, zwey kleine Mädchen, deren Charactere einander ſo entgegengeſetzt waren, wie das Weiſſe dem Schwarzen.

Sally, das älteſte dieſer Kinder, war ſehr unempfindlich und frech; ihre Aufführung machte oft ihre Mutter wünſchen, daß dieſe Tochter nie geboren wäre. Gewiß würde auch der Kummer die Mutter getödtet haben, wenn ſie nicht in dem liebenswürdigen Character der jüngern Tochter Troſt gefunden hätte. Kytty, ſo hieß dieſe, verſtand Sally's Naturell zu zähmen, auf welche ſie wirklich mehr Einfluß hatte, als irgend jemand im Hauſe. Ich hatte bald Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, und da ich dieſem Umſtande meine Erhaltung verdanke, ſo darf ich ihn nicht mit Stillſchweigen übergehen.

Ich war schon zwey Tage bey diesen Kindern, binnen welcher Zeit ich, obgleich mir es frey gestanden hätte, den Laden nach Gefallen zu untersuchen, und an den Confituren und sonstigen Leckereyen zu naschen, ein Muster der strengsten Rechtschaffenheit war, und mich mit Brodkrumen, die sich hin und wieder fanden, begnügte. Am dritten Tage, als ich gerade meine Betrachtungen über diese beyden Kinder anstellte, wurde ich plötzlich von einer Spinne, der Feindin unseres ganzen Geschlechts, ergriffen. Die gute, die mitleidige Kytty, Zeuge dieses Vorfalls und meiner Gefangenschaft, setzte mich sogleich in Freyheit.

Aber nun war ich in Gefahr, aus zu grosser Zärtlichkeit erdrückt zu werden, wie dies bey Kindern oft der Fall ist. Kytty, nachdem sie mich aus meiner Feindin Händen befreyt hatte, küßte mich, um ihre Freude zu bezeugen, mir das Leben gerettet zu haben.

Ich war so dankbar für ihre Güte, und für die Wohlthat, welche ihre mitleidige Seele mir erzeugt hatte, daß ich gar keinen Versuch mach-

te, fortzufliegen; da sie mich jedoch oft zu ihrem Munde brachte, so hatte ich eine tödtliche Furcht, daß die Hitze ihres Athems, die, für eine kleine Mücke, wie ich, beynahe einem großen Küchenfeuer gleich kam, mich tödten würde. Ich entging indessen dieser Gefahr; da sich mich aber fliegen lassen wollte, entriß mich ihre Schwester unsanft ihren Händen, und setzte mich in eine kleine Kiste in Form einer Sparbüchse, worin sie ihr Geld zu verschließen pflegte. „Nun ist es aus mit mir," sagte ich zu mir selbst: „ich werde meine Tage auf eine elende Art beschließen." Indem ich so über die Nothwendigkeit nachdachte, worin ich versetzt war, Hungers zu sterben, und mein Gefängniß untersuchte, bemerkte ich in dem Deckel der kleinen Kiste eine Spalte; diese Entdeckung gab mir das Leben wieder. Bevor ich jedoch ein Rettungsmittel ergreifen konnte, ließ mein kleiner Tyrann einen halben Peny (Sou) in die Büchse fallen, der, hätte er mich erreicht, mich zermalmt hätte. Um mich, wie sie sagte, zu füttern, füllte sie die Büchse mit Kräutern an,

von denen ich zwar so wenig genießen konnte, als wenn es Steine gewesen wären, die jedoch dazu dienten, mich der Spalte näher zu bringen, durch welche ich zu entwischen hoffte.

Kytty, welche mit Recht der Meinung war, daß es zu spät seyn würde, sich für mich zu verwenden, wenn Sally bereits ihrer Belustigung und ihres Schlachtopfers überdrüßig seyn würde, sprach nun für meine Rettung, und es entspann sich folgende Unterhaltung:

Kitty. Liebe Schwester, du weißt, daß ich mich immer der Unglücklichen annehme: was hat dir nun diese arme Mücke gethan, daß du dich so eifrig zeigst, ihr das Leben zu rauben, ein Leben, das, nach der Ordnung der Natur, bey diesen Thieren so kurz ist? Das arme Geschöpf läßt sein Gesumse nur hören, wenn die Strahlen der Sonne die Atmosphäre erwärmen; es wird geboren, erfreut sich einige Monate seines Daseyns, und stirbt. Da es ein unschuldiges Insect ist, so sollte man es nicht quälen.

Sally. Welche Umstände wegen einer solchen Kleinigkeit, Schwester! Und wenn ich sie nun auch tödte, so ist es doch nur eine Mücke.

Kitty. Aber, liebe Schwester, erlaube mir, dir zu bemerken, daß das kleinste Insect, das athmet, mit Empfindung begabt ist, und daß das Gefühl bey einer Mücke eben so reizbar, als bey uns ist. Wenn wir einen Wurm oder eine Ameise zertreten, so ist ihr Tod mit eben so großen Schmerzen verbunden, als er es bey uns seyn würde, wenn der Fall eines großen Steines uns zerschmetterte.

Sally. Recht gut, Kitty; ich weiß dem, was du sagst, nichts entgegen zu setzen, und übergebe dir hier die Büchse, um damit zu machen, was dir beliebt.

Und alsobald war ich in Freyheit gesetzt! Nachdem ich meiner liebenswürdigen Befreyerin ein dankbares Liedchen gesummt hatte, flog ich aus dem Hause.

Viertes Kapitel.

Character und Gemüth des kleinen Tommy Pearson, und seines Vetters Lorenz Sterne, eines Musters von Güte.

Ich besuchte hierauf das Haus eines Edelmannes, in beträchtlicher Entfernung von meinem so eben verlassenen Aufenthalte. Ich fand ein Fenster des Speisesaals offen, und flog hinein.

Sein Sohn, von ungefähr vier Jahren, war eben beschäftigt, aus dem Fenster nach der Straße zu schauen; er bemerkte da eine arme Frau, an der Thüre eines gegenüberliegenden Hauses sitzend, welche die Hände rang, heftig weinte, und noch auf andere Art ihren Schmerz zu erkennen gab. Diese arme Frau hatte seit zwey Tagen keine Nahrung zu sich genommen. Der kleine Tommy Pearson, der fröhlichen, aber dabey auch großmüthigen Naturells war, liebte sehr die Vergnügungen seines Alters, und bildete sich ein, daß niemand ohne einen Spielkameraden glücklich seyn könne. Er lief daher zu seinem Vater, und sagte zu ihm: „O,

lieber Papa, sieh, wie diese arme Frau weint; ihr fehlt wohl jemand, der mit ihr spielt?“

„Nein, mein Lieber,“ antwortete Herr Pearson, „sie scheint sehr unglücklich, und ist vielleicht in Gefahr, Hungers zu sterben, weil sie keinen Bissen Brod zu essen hat.“

„Ach, lieber Papa, ich kann es unmöglich ansehn, daß jemand unter meinen Augen Noth leide; ich werde es nicht zugeben, so lange ich, wie jetzt, im Ueberflusse lebe. Erlaube mir, daß ich der armen Frau etwas zu Essen bringen darf.“

Herr Pearson gab seinem Sohne einen Schilling für die Arme, und das liebenswürdige Kind, mit einem Herzen voll Mitleiden, brachte ihr freudig das Almosen.

„Gott segne Ihre Wohlthätigkeit,“ sagte der Gegenstand seines Erbarmens: „wenn Sie an Güte zunehmen, wie an Alter, so prophezeyhe ich, daß aus Ihnen einer der verdienstvollsten Männer der drey Königreiche werden wird.“

Tommy hörte aufmerksam auf ihre Rede, und erinnert sich noch heute mit Vergnügen daran.

Ich war so entzückt über die Manieren dieses liebenswürdigen Kindes, daß ich eine Zeitlang bey ihm blieb. In dieser Zwischenzeit erhielt es den Besuch eines liebenswürdigen Vetters vom Lande, der einige Wochen bey Herrn Pearson zubringen wollte.

Der Name dieses Knaben war Lorenz Sterne; er war ungefähr acht Jahre alt. Eben so gutmüthig und wohlthätig als Tommy, hatte er, da er noch einmal so alt war, mehr Einsichten, und konnte in manchen Dingen seinen jungen Verwandten unterrichten.

Eines Tags setzte ich mich auf des kleinen Tommy Hand, als er gerade bey der Mittagsmahlzeit war, und ehe ich mich besinnen konnte, nahm mich Tommy zwischen seinen Daumen und Zeigefinger.

„Sieh! sieh! Vetter Lorenz," sagte er, „schon seit drey Minuten kitzelt mir diese Unverschämte die Hand; ich habe sie endlich er-

tappt; was soll ich mit ihr machen? ich mag sie nicht tödten." — „Ich will dir sagen, was du mit ihr machen sollst, wenn du meinen Rath befolgen willst: es ist auf jeden Fall unrecht, ohne Grund über ein Leben zu verfügen, das der Allmächtige diesem Thiere gegeben hat; du kannst es aber auf immer in die Unmöglichkeit versetzen, dir beschwerlich zu fallen: geh zum Fenster, das du dort offen siehst, laß es fliegen, und sag' zu ihm: „Armes kleines Geschöpf, es wäre ein großes Unglück, wenn in dieser weiten Welt nicht Platz genug für mich und dich wäre." Mach' alsdann das Fenster zu, und mag es nun fliegen, wohin es will."

„Treffliche Gesinnungen der Menschlichkeit," sagte ich zu mir selbst. „Wie Schade, daß nicht alle die, welche sich in England ein Vergnügen daraus machen, Fliegen zu fangen, diese Schutzrede gehört haben! Sie sollen sie aber vernehmen," fuhr ich fort, „wenn ich es anders vermag," und damals machte ich zuerst den Plan zu diesem kleinen Werkchen.

Tommy lief sogleich voller Freuden an das Fenster, und indem er sorgfältig die Worte, welche ihm der kleine Sterne vorgesagt hatte, wiederholte, setzte er mich in Freyheit.

Fünftes Kapitel.

Enthält die Geschichte des Harry Tetarr, eines verzogenen Kindes, das, im Begriff Böses zu thun, beynahe das Leben eingebüßt hätte.

Es begegnete mir ein Unfall, von dem erst am Ende dieses Kapitels Bericht erstattet werden kann.

Das Haus, wohin ich mich nunmehr begab, war das einer Wittwe, welche nur einen einzigen Sohn, mit Namen Harry, hatte, der ungefähr vier Jahr alt war. Er versprach einst ein anmaßender, arglistiger und stolzer Knabe zu werden; alles, weil man ihm zu vielen Willen gelassen hatte.

Längst kannte ich das alte Sprichwort: „der Sohn einer Wittwe ist gewöhnlich ein verzogenes Kind.“ Diese Bemerkung befand sich in Harry Tetarr bestätigt. Da er der einzige Sohn

war, und einer reichen Familie angehörte, so sah ihm seine Mutter allen kindischen Eigensinn und alle Launen nach; was Harry that, es mogte noch so ungeräumt seyn, war Folge seiner Lebhaftigkeit, was er sagte, das Merkmal des größten Verstandes.

Die Mutter merkte sich wohl die lächerlichen und boshaften Einfälle des Söhnleins, um sie in den Gesellschaften, welche sie besuchte, wieder zu erzählen. — Wenn sie einen Bedienten annahm, so machte sie ihm zur ersten Bedingung, Harry nie weinen zu machen, sondern ihm alles zu geben, was er verlangen würde, und ihm in allem seinen Willen zu thun.

Nun geschah es, daß gerade zur Zeit meines Aufenthaltes in diesem Hause, Mistriß Tetarr ein Mädchen annahm, welche sie mit der Erziehung ihres Sohnes beauftragte. Sie erhielt also auch die nämlichen Befehle, wie die übrigen Bedienten, das heißt, dem Söhnchen alles zu geben, was er verlangen würde. Das Mädchen war aber verständig genug, um die Ungereimtheit dieses Befehls einzusehn, und um zu be-

fürchten, daß er sie häufigen Unannehmlichkeiten aussetzen würde; sie beschloß daher, ihrer Herrschaft das Unzweckmäßige dieser Erziehungsmethode eindringlich zu machen. An einem schönen mondhellen Abende zeigte sie ihrem Zöglinge diesen Planeten. Harry betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit, und forderte ihn hierauf gebieterisch von Betty. Als er sah, daß seinem Verlangen nicht gewillfahrtet wurde, fing er an zu weinen; auf sein Geschrey kam seine Mutter herbey, die nun zum erstenmal ihr Unrecht einsah, solche sonderbare Befehle zu ertheilen.

Wenn dies vernünftige Mädchen länger in diesem Hause geblieben wäre, so würde sie viel Gutes gestiftet haben; aber unglücklicher Weise erfuhr Mistriß Tetarr Betty's List, und daß der ganze Vorfall mit dem Monde von ihr war eingeleitet worden. Sie verabschiedete daher das Mädchen, um ihre Thorheit zu verdecken.

Der kleine Tetarr plagte alles im Hause. Es verging kein Tag, ohne daß die, welche ihn umgaben, nicht die Bösartigkeit seines Charak-

ters empfunden hätten. Er schlich sich zuweilen in die Küche, und während die Köchin, nach mühevoller Arbeit, zu Mittage aß, nahm er ihr die Schnupftabacksdose, und schüttete alles, was darin war, in ihren Bierkrug. Ein andermal bemächtigte er sich der Schuhe der Bedienten, warf sie ins Feuer, und flüchtete sich zu seiner Mutter. Zu diesen Zügen von boshaftem Muthwillen gesellte sich noch die Gewohnheit, alle Katzen, deren er habhaft werden konnte, zu ertränken. Dieses Vergnügen wurde ihm aber durch einen sehr ernsthaften Vorfall verleidet: nämlich durch den Fall in einen großen Wasserbehälter. Der Himmel hatte es glücklicherweise gefügt, daß dieses Behältniß nicht, wie gewöhnlich, ganz mit Wasser angefüllt war. Harry wurde lebendig herausgezogen, aber beschämt ob solcher Vergnügungen.

Dieser Vorfall heilte ihn jedoch nicht von seinem Hange, böse Streiche zu verüben, besonders wenn es ohne große Gefahr geschehen konnte. Seine Lieblingsunterhaltung war, Fliegen zu fangen, und es fehlte wenig, daß ich

das Opfer seiner Neigung zu diesem Vergnügen geworden wäre.

Trotz aller Vorsicht, welche wir armen Insecten anwenden, gerathen wir doch zuweilen in Gefahr, und ein unglückliches Geschick ließ mich in die Hände des grausamen Harry fallen.

Er hielt mich in seiner flachen Hand eingesperrt, und brachte mich zu seiner Mutter, welche, zu ihrer eignen Schande, ihm keinen Verweis darüber gab. „Mama," rief das böse Kind, „gieb mir eine Nadel, damit ich diese Fliege durchsteche, und du sollst sehn, wie sie hernach am Spieße marschirt." Glücklicherweise für mich, hatte sie keine Nadeln bey sich; aber mein Henker, entschlossen mich umzubringen, rief sogleich: „Nun, so will ich sie sterben machen;" womit er ohne Zweifel sagen wollte, daß er mich tödten würde; denn obgleich er recht gut wußte, was ihn verhaßt oder verachtet machen konnte, so verstand er doch nicht, sich in seiner Muttersprache richtig auszudrücken.

Seine großmüthigen Absichten gegen mich wurden indessen nicht erfüllt. Denn im Be-

griff, mich zu tödten, bemerkte er eine weit größere Fliege, als ich war, die sich so eben auf den Tisch setzte. Da er nie die Fabel des Hundes gelesen hatte, der seine Beute losließ, um den Schatten zu erhaschen, so öffnete er seine Hand, um die große Fliege zu fangen, verlor mich durch diesen Zug von Eigennutz, und verfehlte auch den andern Gegenstand seines Verlangens.

Der Leser wird wohl denken, daß ich eben nicht wünschen konnte, länger in einem Hause zu verweilen, wo ich dem Tode so glücklich entgangen war. Ich benutzte die erste Gelegenheit, um es auf immer zu verlassen, und neue Abentheuer zu suchen.

Sechstes Kapitel.

Schluß. Ein Traum.

Der Faden der Begebenheiten unserer Fliege geht mit dem Schlusse des fünften Kapitels plötzlich verloren. Nachdem ich mit großer Aufmerksamkeit die gegenwärtigen Fragmente gele-

sen hatte, welche ich, wie früher gesagt ist, auf meinem Speicher fand, fieng ich an, ernsthaft über den Inhalt nachzudenken. In diese Betrachtungen vertieft, überfiel mich der Schlaf. Dinge, welche wachend mich beschäftigt hatten, kamen mir nun im Traume vor. Ich will meine Leser damit bekannt machen.

Traum.

Indem ich über eine der Straßen, welche nach der Cité führen, ging, glaubte ich einen armen Mann, in den Händen von Gerichtsdienern zu bemerken, die ihn, alles Bittens und Flehens ungeachtet, ins Gefängniß führten. „Was hat Ihnen der arme Mann gethan, mein Herr," fragte ich den Sergeanten, „daß Sie ihn so hart behandeln?"

„Was er mir gethan hat, mein Herr — Gott helf' Ihnen — er hat mir nichts gethan; er ist Geld schuldig, und mehr Geld, als die Lumpen, welche ihn, seine Frau und seine Kinder bedecken, tragen könnten, wenn man sie auch ganz nackt auszöge."

„Ist es möglich,“ rief ein junger schwarz gekleideter Mann, der die Rede des Sergeanten vernommen hatte, „ist es möglich, daß es so hartherzige Menschen geben kann, welche den Gatten aus den Armen der Gattin, den Vater aus den Armen der Kinder reissen, und vielleicht Gattin und Kinder dadurch dem schrecklichsten Elende, dem Hungerstode, Preis geben, um ihn in einen Kerker zu werfen, wo er, von niemand beachtet, ohne daß jemand seines harten Geschickes sich erbarmet, umkommen kann? Sein Tod, und der Jammer seiner unglücklichen Familie, bezahlen sie seine Schulden, oder befriedigen sie die Unmenschlichkeit eines Wesens ohne Erbarmen?“ „Wie heißt euer Gläubiger,“ fragte er den armen Mann: „und wie groß ist die Schuld, welche euch der Freyheit berauben soll?“

„Mein Gläubiger,“ erwiederte jener, „ist der Eigenthümer meines Pachtgutes. Unglücksfälle, welche ich unmöglich vorhersehen konnte, und Verluste, die ein unglücklicher Ackersmann nicht wieder gut machen kann, haben mich in

die Unmöglichkeit versetzt, den Pachtzins des Gutes zu bezahlen, ungeachtet aller meiner Anstrengungen und der meiner Familie. Der Eigenthümer ließ mich daher gefangen nehmen, und hat mich durch diese Strenge aller Mittel beraubt, ihm meine Schuld abtragen zu können; ob ich gleich, Gott weiß es, bereit bin, eher das Härteste zu ertragen, als jemand das Geringste schuldig zu bleiben."

„Der arme Unglückliche!" rief der Sergeant: „solche Auftritte sind mir zwar nichts seltenes, doch kommen mir hier Thränen in die Augen; ich wollte, er wäre schon aus meinen Händen; aber seine Schuld ist beträchtlich: zehn oder zwölf Pfund Sterling sind nicht leicht zu verdienen, und selten findet ein solcher armer Schuldner Freunde, welche sie ihm leihen."

„Gebt diesen Gefangenen seiner Familie zurück," begann nunmehr der junge Mann, nachdem er seinen Namen angegeben hatte: „ich werde seinen Gläubiger bezahlen, und Sie für Ihre Mühe belohnen.... Wo wohnt ihr, guter Mann?" fuhr er fort, indem er sich zu dem armen Schuldner wandte.

Der Ackersmann, von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen, vergoß einen Strom von Thränen, und konnte keine Sylbe antworten.

„Ich will Ihnen seine Wohnung zeigen,“ sagte der Sergeant, „da Sie so großmüthig sind, sich dieses Unglücklichen zu erbarmen. Gott, ich bin gewiß, wird es Ihnen nie an Freunden fehlen lassen. O,“ fügte er voll Bewunderung hinzu, „wenn die Welt doch mehr Librophilos enthielte! . . .“

Wackerer Mann! sagte ich bey mir selbst, denn ich erinnerte mich sogleich, was ich im ersten Kapitel der Geschichte der Fliege gelesen hatte: dein Benehmen beweiset, daß der Baum die Hoffnungen erfüllt, die der junge Stamm versprach. Die Gutmüthigkeit des kleinen Librophilo zeigte schon damals, was er in reifern Jahren seyn würde.

Ich glaubte ihm zu folgen, entschlossen, die Tugend der Wohlthätigkeit in ihrem ganzen Glanze zu schauen. Wir kamen an die Wohnung eines Maurers, der, auf seine Schaufel gelehnt, mit welcher er so eben einen Haufen Mörtel umgerührt hatte, da stand; ich bemerkte, daß er weinte, aber sich viele Mühe gab, seine Thränen zu verbergen.

Neugierde, oder vielleicht ein edlerer Bewegungsgrund, Mitleiden, trieb mich, ihn zu fragen, was einen Mann so bekümmern könne, dessen Handwerk ihn unaufhörlichen Gefahren aussetze?

„Ach, mein Herr!“ sagte der Mensch, „Sie glauben mir vielleicht nicht, daß ich ein reicher Erbe war, aber von einem Manne, der eine strafbare Nachsicht für meine Fehler hatte, daran gewöhnt war, alle meine Wünsche erfüllt zu sehn.“

„Die Sache mag Ihnen unglaublich vorkommen: ich bin der Sohn des Ritters Sir Karl Pride. Da sein Vermögen beträchtlich, und seine Familie nicht zahlreich war, so hatte ich ein reiches Erbe zu erwarten, und wollte mir daher gar keine Kenntnisse sammeln. Mein Vater verlor, sey es durch Unglücksfälle, oder durch Unvorsichtigkeit — woraus ich ihm kein Verbrechen machen darf, da er nicht mehr ist — alle seine Güter, und entfernte sich, in einer Anwandlung von Verzweiflung, von seiner Familie und seinen Freunden, mich und meine Schwester in der hülflosesten Lage zurücklassend.“

„Meine Schwester starb bald aus Gram. Was mich betrifft, so schämte ich mich so sehr meiner Armuth, nachdem ich mich im Schooße des Ueberflusses und Glanzes gesehn hatte, daß ich mich nicht entschließen konnte, Hülfe und Rath bey den Freunden meines Vaters zu suchen, welche gewiß etwas für mich gethan haben würden. Ich suchte sie zu vermeiden, indem ich mich schnell aus der Gegend meines ehemaligen Aufenthaltes

entfernte, und mich bemühte, Beschäftigung zu erhalten. Da ich aber nichts gelernt hatte, so fand ich keine Anstellung, und war genöthigt, um nicht Hungers zu sterben, als Handlanger bey einem Maurer zu dienen."

„Mehr als zwanzigmal bin ich heute auf dieser Leiter auf den Giebel des Hauses gestiegen, auf den Schultern eine beträchtliche Last, und da bey dem letzten Aufsteigen mein Fuß ausglitt, so wäre ich beynahe in die Straße gefallen. Sie können wohl denken, mein Herr, daß ich wie eine Fliege zerschmettert worden wäre."

„In dem Augenblick, wo Sie sich mir näherten, erholte ich mich ein wenig von dem Schrekken, den diese Gefahr mir verursacht hatte; die Betrachtung über meine traurige Lage, und die Erinnerung meiner vergangenen Glückseligkeit, preßten mir Thränen aus; denn ich habe keine andere Hoffnung, als im Schweiße meines Angesichts mein Brod zu verdienen, mein ganzes übriges Leben hindurch."

Der arme Mann! sagte ich zu mir selbst, nachdem ich ihn zu trösten gesucht hatte. Welch ein warnendes Beyspiel, daß der Hochmuth früh oder spät bestraft wird.

Als ich Karl Pride verlassen hatte, bemerkte ich einen jungen Menschen, der an einer Mauer

saß, und mit Heißhunger ein Stück schimmlich Brod und einige Fleischbrocken verzehrte. Ich fragte ihn, was einen so starken und gesunden jungen Mann, wie er sey, zu einer so schlechten Kost nöthige?

Nach vieler Mühe, die er sich gab, einer Erklärung auszuweichen, erfuhr ich, daß er derselbe Harry Tetarr sey, dessen Character in dem fünften Kapitel der Begebenheiten der Fliege beschrieben ist.

Er war bey einem berühmten Kaufmann der Cité in der Lehre gewesen, der ihn wie ein Kind vom Hause behandelt hatte. Da er aber bey seinen Eltern gewöhnt worden war, alles zu thun, was ihm beliebte, so machte er auf die nämlichen Gefälligkeiten in dem Hause seines Lehrherrn Anspruch; weil er sich nun aber oft in seinen Erwartungen getäuscht fand, so hatte er schon einigemal seine Stelle verlassen, und war zu seiner Mutter zurückgekehrt. Sein Lehrherr, dieser Streiche endlich müde, hatte Mistriß Tetarr die Versicherung gegeben, er würde ihren Sohn nicht mehr in seinem Hause aufnehmen, wenn sie ihm jemals wieder einen Aufenthalt bey ihr gestattete, weil die Wichtigkeit seiner Geschäfte solchen Leichtsinn nicht erlaubte.

Mistriß Tetarr, auf diese ernsthafte Erklärung

hin, versprach nun dem Lehrherrn ihres Sohnes feyerlich, diesem ferner keine Zuflucht in ihrem Hause zu gestatten, so daß der kleine Monsieur, da er sah, daß er von seiner Mutter nicht zum besten empfangen werden würde, davon lief, und an das Zurückkehren nicht dachte, so lange er Geld in der Tasche hatte. Als ich ihn in der beschriebenen Lage sah, war der letzte Kreuzer ausgegeben.

Dieser junge Mensch verdiente Mitleiden, weil sein Eigensinn, durch die thörichte Verblendung seiner Mutter, in seiner Kindheit war aufgemuntert worden.

Ich machte ihm daher den Vorschlag, ihn zu seinem Lehrherrn zurückzubringen, und ihn mit ihm auszusöhnen. Er nahm mein Anerbieten mit Thränen in den Augen an, und bezeugte mir vielen Dank dafür.

Als wir in dem Hause des Kaufmanns ankamen, erhielt ich leicht Verzeihung für meinen Schützling von diesem rechtschaffenen Manne. Auf das Versprechen seines Lehrlings, sich zu bessern, schenkte er ihm wieder seine Gewogenheit.

Ich war im Begriff, dieses Haus zu verlassen, als einer meiner Freunde mir auf die Schulter klopfte. Da erwachte ich, und sah, daß meine Begebenheiten nur ein — Traum gewesen waren.